

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Vermischte Erzählungen und Aufsätze]

[urn:nbn:de:bsz:31-191015](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-191015)



PETERS und Fritzchens Vater war Holzfäller. Früh des Morgens, wenn es noch dunkel war, stand dieser auf und ging dann zum nahen Wald auf seine Arbeitsstätte. Von der alten Dorfkirche erklang unterdessen die Morgenglocke. Diese kündete dem Vater: «Morgenstund' hat Gold im Mund.»

Die Arbeit war schwer und hart. Doch Vater Jakob konnte seine Familie mit seinem Verdienst gut ernähren. Sein Tagewerk verrichtete er sorgfältig. Draußen in der freien und schönen Natur fühlte er sich, gleich einem König, als freier Mann. Dann und wann huschte ein aufgeschrecktes Reh durch das Geäst des Niederwaldes. Auf dem sich diesem anschliessenden Wiesenraine gaben sich Hasen, Wildenten und Fasanen ein Stell-dichein.

Wieder war der Vater so emsig bei der Arbeit. Da entsann er sich auf einmal — —: «In einigen Tagen beginnt doch die Adventszeit. Die Mutter war doch sonst stets um Gezweige für den Adventskranz besorgt. Welche

Freude war dies stets für seine beiden munteren Buben gewesen, in der warmen Stube beim traulichen Scheine der kleinen Adventslichter, der herzigen und lieben Stimme der Mutter andächtig zu lauschen! Wie leuchteten dann die Augen der Knaben, wenn sie vom kommenden Christkinde sprach! Soll es denn heuer nicht mehr so sein? — Beinahe hätte er unter diesem ihn fesselnden Gedankengange übersehen, dass es bereits Zeit zum Feierabendmachen geworden war. Schon läuteten drüben die Abendglocken. Unterdessen dunkelte es rasch. Neigt doch gen Weihnachten die Tageslänge mit riesigen Schritten ihrem tiefsten Stande zu.

Kalt und hungrig, Frau und Kinder freundlichst grüssend, trat jetzt Vater Jakob in die warme und behagliche Stube. Nach dem Essen sagte er zu seinen beiden Jungens: «Morgen gibt es was Schönes für euch. Morgen wird eine Riesentanne für die nahe Grossstadt gefällt. Wenn ihr wollt, kommt dann gen Mittag in den Wald zum Köpfchen. Dann

könnt ihr euch genug schöne Tannenzweige mitnehmen. Die Mutter will uns doch — wie alljährlich —, auch heuer wohl mit einem schönen Adventskranze erfreuen». Peter und Fritzchen hatten den Worten ihres Vaters aufmerksam zugehört. Riesig freuten sie sich auf den kommenden Waldgang. Wäre es doch nur schon morgen, dachten sie!

Tags darauf brachten die beiden Buben dem Vater das einfache Mittagessen nach der angegebenen Waldstelle. Ein kleines Feuerchen an einer baumfreien Stelle glimmte und wärmte. Weisser Rauch stieg zur Höhe gegen den schneebeladenen Himmel. Es roch nach Tannenduft und -harz, — so als entschwäbe Weihrauch in einem Gotteshause zum Firmament empor. Die würzige Waldluft hatte dem Vater einen guten Appetit bereitet. Während er ass, beluden sich die zwei Jungens mit schönen Tannenzweigen. Nun ging es rasch wieder heimwärts zur Mutter. Sie sollte staunen, ob der herrlichen Tannenzweige. Jene machte sich nun gleich ans Werk. Bis zum Abend, wenn der Vater von der Arbeit kommt, soll doch der Adventskranz — altem Brauche entsprechend — fertig sein. Tags darauf ist es doch schon Adventszeit: 1. Sonntag!

Vater und Mutter und die beiden Buben gingen an diesem Sonntagmorgen

gemeinsam zur Kirche. Der Priester predigte über die Worte: «Bereitet den Weg des Herrn — — —.» Andächtig sang die versammelte Gemeinde: «Taufet Himmel den Gerechten — — —!» Nun war es hl. Adventszeit. Zeit des Harrens und der Läuterung für alle gutwilligen Menschen!

Der erste Adventssonntag ging zur Neige. Draussen dunkelte es rasch. Vom alten Kirchturm erklang die traute Stimme der Abendglocke. Da zündete die Mutter in der warmen Stube das erste Kerzlein, (1. Adventssonntag) am schön gefertigten Adventskranze an. Voll Freude strahlten zwei Paar Kinderaugen. Andächtig lauschten dann Peter und Fritzchen Mutters Erzählung von der Adventszeit und vom lieben Christkindlein. Und während die beiden Buben, der Eltern Stolz und Freude, in ihren Bettchen hiernach davon süß träumten, widmeten Vater und Mutter sich noch etwas der wohlverdienten geistigen Musse und lasen nun als alte und treue Freunde in ihrem lieben Heimatkalender: «Der Grosse Strassburger Hinkende Bote». Und als dann beide vom Lesen müde geworden waren, sprachen sie zueinander: «Fürwahr, dies ist wirklich ein schöner Kalender! Wir halten ihm die Treue! und nun wollen wir schlafen gehen, denn heute war es — Advent —!»



«KAELBEL'S ELITE-SAMEN»

Die im Elsass meistbegehrte
beliebte Marke von Ruf!

Verlangen Sie Katalog und Bedingungen für Franko-Lieferung
im bekannten Spezialgeschäft

A. KAELBEL, GRAINES **SÉLESTAT**
TÉLÉPHONE 218

Drei Schweizer Bergsagen

Im Berner Oberland, nicht weit vom Thuner-See, wo die Alpenberge urgewaltig in den blauen Himmel hineinragen, gibt es steil abfallende Felswände an einem Berg, der nicht allzu hoch und im Sommer schneefrei ist, und doch als fast unbesteigbar gilt. Selbst der wagemutige Wildheuer meidet diese Fluhen, sogar die Gemsen verzichten auf die würzigen Gräser und Kräuter, die da droben wachsen. Kein Wunder, dass auch schöne und seltene Alpenpflanzen dort ruhig und unberührt gedeihen können, vor allem das tief dunkelrot leuchtende «Fluhblüemeli»!

Vor vielen hundert Jahren lebte da in einem Dorf am See ein sehr reicher Bauer. Sein einziges Töchterlein, eine wunderhübsche Maid, war den Burschen der weiten Umgegend nicht unbekannt

geblieben. Doch manchen Freier, der ihr nicht vornehm genug war, hatte sie kalt abgewiesen.

Da kam auch einmal ein guter, braver, biederer junger Mensch, dessen Herz in unsagbarer Liebe zu ihr schlug. Auch er fand kein Ohr bei ihr. Es war ein Sennenfest auf der Alp. Als der Bursch und das Maideli miteinander manches Glas Wein getrunken, wurde ihr Herz weicher, und und sie versprach ihm, ihn zu heiraten. «Aber», fügte sie hinzu, «du musst mir von den Fluhblüemeli, die über jener Felswand blühen, holen!»

Schon am nächsten Morgen sah man den übergelücklichen Jüngling mit beflügelten Schritten über die Alm schreiten, aufwärts zur gefürchteten Fluhwand. Ein gewandter, furchtloser Kletterer, stieg er an der jäh abschüssigen Fläche hinauf. An jedem Felsvorsprung klimmt er höher, an jedem kleinen, etwas vorstehenden Steinknorren, den seine Faust umfasst, zieht er sich empor, in jede Felsenritze krallt er die Zehen und Finger ein. Nicht achtet er die Schmerzen der zerschundenen, blutenden Hände und Füße, nicht fürchtet er den schauerlichen Abgrund unter sich. Ein Gedanke treibt ihn, ein Ziel: Fluhblüemeli!

In schwindelnder Höhe droben klettert er. Ob er sein Ziel erreicht? O bald ist's geschehen. Nur noch eine kurze Strecke. Schon lachen ihn die purpurnen Blümlein an, Jetzt! Welch Glück! Seine blutigen Finger pflücken eine der Glücksblumen, eine zweite, ach eine dritte! Da löst sich ein Stein, er gleitet aus — — — Drunten am Fusse der Fluhwand liegt der Aermste, zerschmettert.

Gegen Mittag geht das Maidli ahnungslos und froh singend an der Felswand vorbei. Ein Schrei! Starrer





Blick! « Ich Unglückselige — habe dich — in den Tod — ! »

Entseelt sinkt es neben den Abgestürzten auf den felsigen Grund.

Die starren Hände des Jünglings halten noch die Flußblüemeli fest umschlossen, und aus seinem Blut am Boden, ist's möglich, beginnt's zu sprossen, ein Sträuchlein wächst daraus hervor mit leuchtenden, roten Blüten, wie das Blut des Toten so rot: Alpenrosen.

**

Zur Zeit, da das gewaltige Römerreich fast die ganze damals bekannte Welt umspannte, rief einmal der Kaiser in Rom einen hohen Verwaltungsbeamten zur Verantwortung zu sich. Der hatte sich wohl Schweres zu Schulden kommen lassen, denn der Kaiser liess ihn ins Gefängnis werfen. Eines Tages fand man ihn tot in seiner Zelle. Selbstmord.

Man warf seinen Leichnam in den Tiberfluss zu Rom. Doch in der Stadt brachen alsbald Seuchen aus. Nun überführte man den Toten nach Lyon, um ihn in die Rhône zu versenken. Auch hier Krankheiten, schreckliche Ungewitter und allerlei Unheil. Desgleichen als man ihn

nach Lausanne gebracht. Endlich glaubte man, den sicheren Ruheort für ihn gefunden zu haben; man trug ihn auf den fractus Mons, d. i. gebrochenen Berg, später Frakmunts genannt. Es ist dies ein wild zerklüfteter Berg am Vierwaldstätter-See. Hoch oben an seinem Gipfel übergab man die Leiche einem kleinen, düsteren Hochsee.

Wer aber glaubt, dass man nun Ruhe hatte, der irrt sich. Der Geist des Toten wirbelte das Seewasser auf bis in den Grund; er peitschte es so, dass die Fluten über die Bergmatten jagten, das angsterfüllte Weidvieh in die tiefen Abgründe und Schluchten trieb. Er warf gewaltige Lawinen Verderben bringend ins Tal hinab, peinigte im Sommer das Herdenvieh durch ganze Schwärme von giftigen Mücken.

In höchster Not versuchte man es mit Geisterbeschwörung, umsonst.

Da erschien einmal in der Stadt am Fusse des Berges ein Mann, der vorgab, Geister bannen zu können. Er stieg zum See hinauf, um den Bösen zu vertreiben. Der aber gehorchte nicht, ja er drohte dem Fremden, ihn im See zu vernichten und brachte die Felsen am Ufer schon zum Krachen und Wanken.

Nun befahl der Beschwörer dem Widersacher, ihm auf einen Platz etwas abseits zu folgen. Dort begann der Kampf von neuem. Diesmal musste der Böse weichen. Die Stelle, wo die wirksame Beschwörung stattfand, erkennt man heute noch. Sie heisst Widerfeld und liegt zwischen zwei Felsspitzen des Berges in einer Höhe von etwa 2.000 Meter. Auf diesem Platz wächst nichts Grünes, es sieht aus, als habe giftiger Höllenqualm hier alles versengt.

Der Gebannte sprengte hoch zu Ross in den See, wo er bis zum letzten Gericht verbleiben muss. Einmal im Jahr zeigt er sich: am Karfreitag. Da schäumt und brodeln es in der Mitte des Sees, und den dunkeln Wassern entsteigt der Gebannte, auf einem Richterstuhl sitzend.

Er trägt ein langes, rotes Gewand, sein Haar ist schneeweiss. Voll Entsetzen starrt er auf seine blutbefleckten Hände, die er reinwaschen will, was ihm jedoch nicht gelingt. Wer ihn so erblickt, ob Jäger, Hirt oder Wanderer, — Gott sei ihm gnädig! — er wird in der nächsten Zeit sterben. Er darf so lange über dem Wasser verbleiben, als in der Stadtkirche drunten die Passion, die Leidensgeschichte Jesu, gelesen wird. Dann versinkt er wieder in den schauerlichen See.

Wenn auch heute niemand mehr diese Erscheinung wahrnimmt, so hütet sich doch jeder Vorübergehende, Steine in den See zu werfen, um den Bösen nicht herauszufordern.

Wie heisst die Stadt am Fusse des Berges am Vierwaldstätter-See? Ihr werdet es schon erraten haben: Luzern. Wer ist der hohe Verwaltungsbeamte, von dem diese Sage geht? — Pilatus, der römische Statthalter, der Jesus zum Tod verurteilt hat.

Wie heisst der Berg, fractus Mons, heute? — Auch Pilatus.

*
**

Unweit der elsässischen Juraburg Landskron, ganz nahe der Grenze, aber schon auf Schweizer Boden gelegen, erhebt sich auf hohem Felsplateau der bekannte Muttergottes-Wallfahrtsort Maria-Stein. Dem Osten zu fällt die Höhe in einer steilen Felswand jäh in ein tiefes Tal ab. Nicht immer lebten hier Benediktiner, nicht immer pilgerte man da zur Muttergottes. Von diesem Ort erzählen uns die Schweizer folgendes:

Auf der steilen Höhe in einer stolzen Burg wohnte einst ein wirklich vornehmer Ritter, ein Edelmann von der Fusssohle bis zum Scheitel, «ohne Furcht und ohne Tadel», hoch geehrt im ganzen Umkreis. Als er eines Tages über Land reiten musste, bat er erst um Gottes Schutz für sich und seine Familie.



Es war ein heisser Sommertag, und die Edelfrau sehnte sich nach den sonnigen Matten. Sie verliess daher das Burgtor und erging sich mit ihrem kleinen Töchterlein im Freien. Die Blumen blühten, die Bienen summten, die Schmetterlinge flogen umher. Ihr Blick weilte auf dem Umkreis, fiel auch in das tief eingeschnittene Tal. Nach einer Weile liess sie sich im Schatten nieder, lauschte dem Singen und Jubilieren der Vögel und versank ins Träumen, während das Kind Blumen pflückte, das gefüllte Körblein ihr in den Schoss leerte und wieder fortlief.

Plötzlich ein Schrei. War das nicht die Stimme ihres Töchterleins? Was war geschehen? Sie rief dessen Namen. Keine Antwort. Hatte sich ein Wolf oder Bär herangewagt und es angefallen? Sie sprang auf. Ihr Blick überflog die Matten. Angsterfüllt eilte sie zum Wäldchen, rief und rief. Umsonst. Das Wäldchen reichte bis zu der jäh in die schauerliche Tiefe abfallenden Fluhwand. Ganz wenig

Buschwerk verdeckte den Felsrand
Sollte das Kind — — —

Der Edelfrau erstarrte das Blut, sie wankte. Doch ihr Mutterherz verlieh ihr Kraft und Mut. « Barmherziger Gott! Liebe Mutter Gottes! »

Auf gefährlichem Zickzackpfad eilte sie flugschnell in die Tiefe, wohl tausendmal des Lieblings Namen rufend. Im Geiste sah sie schon das Kind zerschmettert am Fusse der abschüssigen Fluhwand liegen.

Da plötzlich lief das Mädchen hell auflachend auf sie zu und hielt ihr ein Körblein mit Erdbeeren entgegen: « Schau, Mutter, die habe ich alle gepflückt! »

Sprachlos starrte die Edelfrau ihr Kind an.

« Ist's möglich! » entrang es sich endlich ihrer Brust. Und während sie die Wiedergefundene an ihr Herz drückte, erzählte die Kleine: « Ich ging vor bis hart an den Rand. Auf einmal — ich weiss nicht wie — fiel ich in die Tiefe. Und da verspürte ich weiche Arme, die mich trugen, und eine Dame, schöner als

ein Engel, blickte mich voll Liebe an. Sie schwebte mit mir ganz langsam hernieder und setzte mich in die Blumen der Matte. Ich sah mich nun ganz allein, die schöne Dame war nicht mehr bei mir. Um mich her erblickte ich viele Erdbeeren. Die habe ich gepflückt. Nimm das gefüllte Körblein! »

« Jungfrau, himmlische Mutter, dich hat Gott gesandt, um mein Kind zu retten! » rief hochbeglückt die Edelfrau aus.

Sie kehrten ins Schloss zurück, und abends erzählte die Mutter dem heimkehrenden Gemahl das Geschehene. Der erkannte darin sogleich ein Wunder und liess auf der Höhe oberhalb der steilen Fluh eine Kapelle erbauen, wo dann später ein Kloster entstand und eine Kirche.

Von der Wallfahrtskirche führt heute noch eine Treppe mit vielen Staffeln durch einen Felsgang hinab in eine geräumige Felshöhle mit der Kapelle und dem Gnadenaltar unserer Lieben Frau von Maria im Stein.

Nacherzählt von A. BEYLER.



Mein Pfeifchen

Wir haben uns immer geliebt und vertragen.
Du warst mir, lieb Pfeifchen, stets Freund.
Dein Anblick tut jedem Kenner verraten:
Ein Freund ist's, der dich gebräunt.

Du hilfst mir getreulich beim Schaffen und
[Ringen ;
Dein Duft gibt mir magische Kraft.
Du schenkst meiner Seele zum Fliegen die
[Schwingen,
Wenn mir das Vertrauen erschläft.

So teilst du, mein Pfeifchen, das Leid und die
[Freude,

So oft sie mir rühren ans Herz ;
Drum liebe ich dankbar wie gestern dich heute...
Bleib' treu mir im Ernst und im Scherz!

Laurent HEINRICH.

Ich atme beseligt in friedlichen Tagen
Den fein aromatischen Duft
Und folge leicht träumend in stillem Behagen
Dem Wölkchen, das langsam verpufft.

Doch pustest du mächtig, wenn Missmut und
[Ärger

Mir lullen die zornige Brust.
Es wehet dein Odem stets dunkler und stärker,
Entflieht mir die schaffende Lust.

Etwas über Radiesthesie

Wünschelrute, Pendel und Erdstrahlen

RADIESTHESIE»; unter diesem Ausdruck vereinigen sich die Begriffe von Wünschelrute, Pendel und der mit diesen beiden untrennbaren Theorie von den sog. Erdstrahlen. Doch kann dieselbe keinesfalls als Kunst oder Wissenschaft bezeichnet werden; viel mehr angebracht ist die Bezeichnung als Begabung, als Befähigung. Diese Befähigung ist eine natürliche, angeborene; sie kann nicht erzwungen und auch nicht in den Hörsälen höherer Schulen erlernt werden. Deshalb wird auch von manchen Gelehrten, weil sie selber nicht imstande sind, mit Rute oder Pendel zu experimentieren, die Sache glatt abgelehnt oder mit unbewusster, oder gar bewusster Suggestion, wenn nicht gar mit Hokus-pokus oder selbst Schwindel bezeichnet. Solche Herren wären sehr leicht eines besseren zu belehren, wenn sie es nicht unter ihrer Würde hielten, oder schliesslich den Mut aufbrächten, mit einem begabten Rutengänger zu experimentieren. Man gebe einem solchen Herrn den einen Griff der Rute in die Hand, mit der Anweisung, die Rute festzuhalten und unter keinen Umständen dieselbe sich drehen zu lassen, indes der Rutengänger den anderen Griff in die hohle Hand legt, bloss um Kontakt herzustellen, ohne die Hand zu schliessen, um derart weder eine gewollte oder ungewollte Drehung hervorrufen zu können. Dann geben sich die beiden die freien Hände und schreiten vorwärts. Wie sie dann eine Wasserader überschreiten, wird sich die Rute nach unten oder auch nach oben drehen, und der Zweifler, der trotz des Widerstandes die Rute in ihrer Bewegung nicht aufhalten kann, wird bald inne werden,

dass hier kein Bluff oder Schwindel vorliegen kann, sondern dass hier andere, geheimnisvolle Kräfte vorliegen, was nicht mehr weggeleugnet werden kann.

Manch einer dürfte sich wohl auch wundern, warum nicht jeder Mensch dazu befähigt ist, da doch alle anderen Sachen, Musik, Literatur, Malerei, und die verschiedenen Handwerke von jedem normalen Menschen doch wenigstens einigermaßen erlernt werden können, wenn er den dazu nötigen Willen aufbringt. Auch hier muss man eingestehen, dass die Veranlagung verschieden ist. Manch einer bringt es mit den geringen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, durch Fleiss und Ausdauer viel weiter als mancher andere, für dessen Ausbildung grosse Summen drangesetzt werden. Und so ist es in allen Dingen, und wenn aus einem nicht viel wird, so heisst es gewöhnlich, es hat ihm am Talent gefehlt, was wirklich auch richtig ist.

Auch in der Radiesthesie ist ein Talent vorhanden; freilich ganz anderer Art als in den vorerwähnten Berufen. Dieses Talent beruht auf der Feinfühligkeit des Nervensystems, die nicht bei allen Menschen die gleiche ist. Diese feinfühlenden Nerven sind es, welche die Ausstrahlungen, welche aus der Erde kommen, auffangen und sie auf Rute oder Pendel übertragen, welche letztere an sich die Zeiger sind, welche die Reaktion angeben, wie dies beim Voltmeter, Amperemeter usw. der Fall ist. Die Rute oder der Pendel ist für sich kein eigentliches Instrument; dieses ist der Mensch an sich selber. Man hat schon allerlei physikalische Instrumente gebaut, welche



Rute und Pendel ersetzen sollen, und zwar mit mehr oder minder guten Erfolgen, aber ein feineres physikalisches Instrument, als das menschliche Nervensystem eines ist, wird wohl kein irdischer Forscher zu bauen vermögen.

Wie wir bereits gesehen haben, sind nicht alle Menschen befähigt, Wünschelrute oder Pendel zu handhaben, und man rechnet, dass ungefähr 5 bis 6 Prozent diese Befähigung besitzen. Es dürften aber schliesslich viel mehr sein, denn es gibt recht viele Menschen, die von Wünschelrute oder Pendel gar nichts wissen und schliesslich zu deren Handhabung recht gut befähigt wären. So wäre es mir schliesslich selber ergangen, wenn nicht vor bald einem halben Jahrhundert ein deutscher Wiesenbaumeister (heute Ingénieur du Génie Rural) mich darauf gebracht hätte. Ich leitete damals hier oben im Sundgau die Arbeiten einer holländischen Petroleumgesellschaft, und der Wiesenbaumeister (Hartwich hiess er und war in Mülhausen angestellt) hatte dienstlich mit mir zu tun. Bei dieser Ge-

legenheit meinte er: « Herr Zumstein, Sie sind jetzt ein junger, angehender Prosektor, arbeiten Sie auch mit der Wünschelrute? » « Wünschelrute? » gab ich zur Antwort. « Das Dings kenne ich gar nicht! » « So? » meinte jener darauf, « dann will ich es Ihnen zeigen! » Er schnitt an einem Haselstrauch einen Gabelzweig von der ungefähren Dicke eines Bleistiftes, ca 50 bis 60 cm lang, gab mir denselben in die Hände und zeigte mir, wie ich ihn halten müsse. Dann sagte er mir: « So, jetzt schreiten Sie übers Gelände, und wenn Sie einen Quellenlauf überschreiten und falls Sie dazu befähigt sind, so dreht sich die Gabelrute nach oben oder auch nach unten! » Ich tat, wie er mir gesagt, und kaum war ich eine ganz kurze Strecke gegangen, begann sich die Rute in meinen Händen zu drehen. Ich hielt sie fester, und kraak — die Rute brach in meinen Händen entzwei, was dem Herrn gar ein « Donnerwetter » entlockte. Er sagte darauf: « Ich werde Ihnen jetzt eine andere Rute schneiden, aber wenn sie sich zu drehen beginnt, müssen Sie etwas nachgeben! » Ich überschritt nunmehr wieder das Gelände und richtig — an derselben Stelle beginnt die Rute sich wieder nach aufwärts zu drehen und ein paar Schritte weiter fällt sie wieder von selber zurück. Ich wiederholte den Gang mehrere Male, und immer mit demselben Ergebnis. Der Wiesenbaumeister gab mir dann noch allerhand Erklärungen und Ratschläge, und ich — ich war Wünschelrutengänger geworden. Aber es gab noch lange zu probieren und zu experimentieren, bis ich so weit war. Wenn ich da von den Feldarbeiten nach Hause zurückkehrte, schnitt ich mir oft eine Wünschelrute oder auch bei Spaziergängen, schritt über die Felder und verfolgte die Spuren von Quellen, welche die Rute mir angab; dabei konnte ich oft recht interessante Feststellungen machen. Dann verfolgte ich alles, was mir in Zeitungen und Zeitschriften auf diesem Ge-

bierte zu Augen kam; zudem beschaffte ich mir so viel wie möglich Literatur über Rute und Pendel. Kurz und gut, die Sache interessierte mich sehr, und als ich meiner Sache so ziemlich sicher war, verwendete ich sie praktisch, indem ich Quellen aufsuchte für Leute, die Brunnen graben lassen wollten. Ich hatte recht gute Erfolge und selten einen Fehlschlag zu verzeichnen, dies lediglich, wie es sich manchmal nachher herausstellte, aus dem Grunde, dass man nicht tief genug hinuntergegangen war. Die Tiefenbestimmung ist eben eine recht diffizile Sache.

Erst als mein nunmehriger Nachfolger, M. Schirck, mir seine Methode (Interruptionssystem) beigebracht, konnte ich mich darin richtig zurechtfinden. Dass ich mich als Rutengänger gut bewährte und mir sogar nach und nach einigen Ruhm verschaffte, beweist der Umstand, dass die Baugesellschaft, welche s. Zt das Kembser Kraftwerk gebaut hat, mich beauftragte, das ganze Terrain abzusuchen, die Quellenläufe festzustellen, um durch Bohrungen oder Schachtenanlagen das Wasser wegpumpen zu können. Man muss sich eben vorstellen, dass der Grundwasserstand damals ein recht hoher war und das reichlich vorhandene Wasser die Baggerarbeiten erheblich beeinträchtigt haben würde. Ich darf erwähnen, dass die Gesellschaft mit den Ergebnissen meiner Prospektionen sehr zufrieden war. Bei dieser Gelegenheit lernte ich meinen Mitarbeiter und Nachfolger M. Schirck kennen. Meine Prospektionen auf Wasserquellen waren recht erfolgreich; aber immer hätte ich gern mittelst der Rute (mit dem Pendel gab ich mich sehr wenig ab), auch andere Bodenschätze, Erze, vor allem auch Petroleum aufgefunden, was für mich, als Leiter von derlei Aufschlussarbeiten, besonders wichtig gewesen wäre. Ich wandte verschiedene Methoden an, wie sie von anderen Rutengängern

angewendet wurden, aber etwas Positives brachte ich nicht heraus. Ich hatte allerlei Vorstellungen und Pläne im Kopfe, brachte sie aber nicht zur Ausführung, bis M. Schirck in unser Haus, unsere Nichte heiratete (unsere Ehe war kinderlos geblieben, die älteste Tochter meines Schwagers war gleichsam wie eine Tochter bei uns). Ich teilte meine Ansichten und die Ergebnisse meiner Versuche M. Schirck mit. Diesem gelang es, die « Baguette sourcière sélective » zu konstruieren, mittelst derer man im Erdinnern lagernde Fossilien, Oel, Erz usw. genau definieren kann. Vor dem letzten Weltkriege wurde M. Schirck nach England gerufen, wohin ich ihn begleitete; wir führten vor vornehmen Persönlichkeiten und Gelehrten der Londoner Universität, sowie den Vertretern der grossen Zeitungen, wie « Times », « Daily Mail » u. a. Experimente aus, die bestaunt wurden. Man kann sich wohl noch erinnern, dass



auch französische Zeitungen (auch Mülhauser und Strassburger Blätter) aus den englischen Zeitungen entnommene Berichte brachten. Auch im Pechelbronner Oelgebiet wurden auf Veranlassung des «Office National des Combustibles Liquides, Paris» Experimente unternommen, über welche die Anwesenden staunten. Warum man in dieser Hinsicht die gewiss nicht unwichtige Sache nicht weiterverfolgte, gehört auf ein anderes Blatt geschrieben.

Als ich vor langen Jahren schon, durch in Zeitschriften erschienene Abhandlungen, auf die oft unheimlich wirkenden Ausstrahlungen von Wasseradern auf den Gesundheitszustand von Menschen und Tieren aufmerksam gemacht worden, begann ich auch auf diesem Gebiete eifrig nachzuforschen. Und merkwürdig — bei allerlei Familienkrankheiten, allerlei Beschwerden, von denen die Leute niemals gänzlich loskommen konnten, bei mysteriösen Krankheitsfällen, bei allerlei Missgeschick und unerklärlichen Verlusten in Stallungen, wo man sogar an den Einfluss böser Menschen geglaubt, und bei sog. «Daifern» oder anderen Hexenbannern, Rat und Hilfe gesucht, ergaben meine Untersuchungen, dass es sich um den Einfluss vorerwähnter Ausstrahlungen, vornehmlich um Kreuzungsstellen zweier Quellen handle. Ich wurde auch darauf aufmerksam gemacht, dass der Blitz ganz besonders dort einschläge, wo sich Kreuzungen von Wasseradern befinden. Diesem Umstände schenkte ich ganz besondere Beachtung; ich habe bis heute wohl an die 450 Blitzeinschlagstellen untersucht und alle, ich darf sagen, ohne Ausnahme, auf Kreuzungsstellen gefunden, so dass ich getrost zu behaupten wage, dass der Blitz nach meiner Ansicht nirgendwo einschlägt, als dort wo sich solche ominöse Quellenkreuzungen befinden.

So war ich denn schon vor langer Zeit auf den Grund mancher Uebel gekommen, die damals als das Werk von

Hexen bezeichnet wurden. Ja, es gibt heute noch (was man fast nicht glauben möchte und doch wahr ist) Leute, die von solchem Hexenwahn befallen sind. Der Sache war ich wohl auf dem Grund, konnte aber nichts dagegen tun, als das Umstellen der Betten, in Ställen das Wechseln der Standorte anzuempfehlen. Und da las ich denn auch von den Abschirmapparaten, die allenthalben, zuerst vornehmlich in der Schweiz gebaut wurden. Ich versuchte allerlei, brachte aber nie das, was ich wünschte, zu stande, wie dies auch anderen Erfindern auf diesem Gebiet ergangen sein mag. Gar oft hörte man von Apparaten, die in pompöser Weise angepriesen worden, und von denen man in wenigen Jahren oder gar Monaten nichts mehr hörte. Und da war es wiederum M. Schirck, der auf meine Beobachtungen und Erfahrungen hin einen Apparat konstruierte, den «Deviator», der schon Hunderten von Menschen und Tieren die Gesundheit oder gar das Leben gerettet hat. Dieser Apparat gehört zu den besten, die bis heute gebaut worden sind. Nach längerer Bewährungszeit hat M. Schirck den Apparat 1935 zum Patent angemeldet; es wurde ihm als «Dispositif protecteur contre les radiations terrestres» unter der Nummer 811.484 ein Brevet d'invention erteilt.

In seinem 1937 verfassten Werke, «Der Pendel als wissenschaftliches Instrument», schreibt der leider allzu früh verstorbene, berühmte Radiesthesist H. Abbé Mermet: «Ich kenne unter anderen einen in Frankreich patentierten Apparat, mit dem man seit zwei Jahren wirklich wunderbare Heilungen von kranken Personen oder Tieren erzielt oder schädliche Einflüsse auf Nahrungsmittel aufzuheben vermocht hat». Dies veranlasst mich zu bemerken, dass auch wir derartige Einflüsse, besonders auf Wein, in grösseren Weinkellereien des elsässischen Reblandes öfters festgestellt haben, wo dann durch Anbringen unseres

« Deviator » dieser Misstand für dauernd behoben wurde. In dem erwähnten Werke findet sich auch eine Mahnung an diejenigen, welche in die Lage kommen, solche Schutzapparate zu beschaffen. Zu den Abschirmanlagen ist zu bemerken: Nach den seit dem Ableben des Abbé Mermet gemachten Erfahrungen ist die grösste Vorsicht geboten. Es gibt tatsächlich heute solche Einrichtungen, die seit vielen Jahren in Gebrauch sind und einwandfrei funktionieren. Aber sie sind immerhin kostspielig, wenn auch natürlich viel weniger als sogenannte preiswerte Anlagen, die entweder gar nicht, oder doch nur kurze Zeit ihren Zweck erfüllen. Diese kleineren Anlagen oder Apparate sind in ihrer Wirkung nur auf ganz geringen Umkreis beschränkt oder die schädlichen Strahlen, die sie ablenken wollen, haben sie selber so gesättigt, dass sie dafür wieder durchlässig werden. Wer also sich oder seine Angehörigen oder seine Tiere in einem unterstrahlten Stall dauernd vor gesundheitsschädlichen Strahlen schützen will, muss sich an zuverlässige und erfahrene Spezialisten wenden. Wir wollen hier noch bemerken, dass für den von M. Schirck konstruierten Apparat von der Regierung das Patent für fünf weitere Jahre verlängert wurde, da er dasselbe während der deutschen Okkupationszeit nicht ausnützen konnte.

Wie man aus vorliegender Abhandlung ersehen kann, und wie es durch Hunderte von Fachleuten erwiesen ist, sind diese gesundheitsschädlichen Ausstrahlungen vorhanden; sie lassen sich nicht weglegen. Auch gibt es schon manche Aerzte, die in gewissen Fällen ihren Patienten den Rat geben, ihre Wohnung untersuchen zu lassen. Wer also unerklärliche Beschwerden fühlt, Schlaflosigkeit, unerklärliche Müdigkeit des Morgens beim Aufstehen, nervöses Kopfleiden, das trotz aller Mittel nicht zurückbleiben will, rheumatische Leiden,

bei denen ärztliche Behandlung keinen andauernden Erfolg hat, auch so bei immer wiederkehrenden Herzleiden, Krampf in Waden oder Füßen, oder wer im Stalle unliebsame Vorgänge wahrnimmt, unruhiges Benehmen bei Pferden, unerklärliche Abmagerung des Viehes in gewissen Ständen, anormales Eingehen von Kälbern usw. zu verzeichnen hat, dem ist anzuraten, Haus und Stallung durch einen bewährten, zuverlässigen Rutengänger oder Pendler untersuchen, und gegebenenfalls die notwendigen Abschirmapparate einbauen zu lassen. Zu weiteren Auskünften über diese recht wichtige Sache bin ich auf ernstgemeinte Anfragen gerne bereit.

Magstaff-le-Bas (Haut-Rhin).

Charles ZUMSTEIN.





Eine Erzählung von Georges Richard

HERR Müller sprang ganz aufgeregt, von der Strasse kommend, durch die Vorhalle der Sternwarte, so dass der überraschte Portier kaum die Zeit fand, seine Zeitung unter dem Dienstschalter verschwinden zu lassen, wie es seine Gewohnheit war, wenn er Schritte vernahm. «Donnerwetter», dachte er, «was ist denn mit dem da los? Sonst so ein ruhiger Mensch?» Dabei bückte er sich kopfschüttelnd, um die Zeitung wieder hervorzuholen.

Indessen war Herr Müller bis in sein Büro weitergeeilt, wo er, nachdem er sich seines Mantels entledigt und ein kleines Köfferchen behutsam vor sich auf den Schreibtisch gestellt hatte, hastig zum Hausteleskop griff: «Hallo, Krause!» — «Jawohl, Herr Müller?» — «Guten Abend, Krause. Richten Sie mal sofort das grosse Teleskop auf die Nova...» — «Aber, Herr Müller, wollen Sie gütigst verzeihen, jedoch...» — «Was jedoch? Ist der Gangregler...?» — «Doch, doch, Herr Müller, die Montreure waren heute da. Funktioniert alles tadellos, jedoch...» — «Also, dann machen Sie schon. Ich komme nachher auf einen Sprung hinüber. Die Koordinaten finden Sie auf dem Befehls-pult.» Schwapp, lag der Hörer wieder auf der Gabel.

Herr Müller sah nach der Uhr, zwanzig nach acht. Mit der Elektrischen ist doch nie kein Vorwärtskommen, dachte er ärgerlich, besonders um die Abendstunden. Zwölfhundert Jahre. Ach, überlegte er weiter, es eilt schliesslich auch nicht so, ich bin nur eben aufgeregt. Meine Frau hat schon recht, wenn sie mir immer wieder sagt, es habe alles ja doch keinen Sinn, und alles käme zu guter Letzt wie es kommt.

Drüben, unter der Kuppel, stand unterdessen der Saaldiener Krause am Befehls-pult, und hantierte an den verschiedenen Hebeln und Knöpfen herum. Langsam, leicht summend, drehte die Kuppel, oben öffnete sich rollend der Spalt, das Teleskop legte sich folgsam, wie ein aufmerksames braves Tier in die befohlene Richtung, der Regulator schnappte ein, und im Raume verloren verhallend, schnurrten emsig lustig die kleinen Motore. «So, sagte Krause, «soweit wäre nun dem Chefastronomen Müller gedient».

Es währte auch nicht lange, so stürzte dieser mit stummem Grusse herein, blickte zuerst durch das Okular, und, erstaunt darauf rasch durch den Sucher: «Aber, Menschenskind, Krause, wie können sie nur? Der Himmel ist ja ganz zu?» — «Ich wollte es

Ihnen ja auch sagen, Herr Müller, sie wollten aber einfach nicht hören.» — «Ja, ja, schon gut, Krause. Und die Aussichten?» — «Die Wetterwarte meldet Aufhellung bis in zwei Stunden.» — «So? Na, dann hat es ja noch Zeit. Bauen Sie den Spektroskopen an, photographisch natürlich: ich brauche ein gutes Spektrum.»

Herr Müller ging sehr gemessen wieder weg. «Ich bin zu aufgeregt», dachte er, «aber wer sollte es unter diesen Umständen nicht sein?» Sich Zwang antuend, schritt er gemächlich ins Rechenzimmer. «Guten Abend Herr Schmitt», begrüßte er dort seinen ersten Gehilfen, welcher freundlich antwortete. Das Verhältnis zwischen beiden war das langjährig zusammenarbeitender Männer. «Sagen Sie mal, Herr Schmitt, haben Sie schon ein klares Bild? Was haben Sie bis dahin herausbekommen?» — «So eben prüfe ich nach. Sollte ich mich nicht geirrt haben, so schliesse ich auf zwölfhundert Lichtjahre. Die Explosion erfolgte demnach zur Zeit Karls des Grossen. Aber, was ist Ihnen?» Erschrocken sah er auf Herrn Müller, welcher sich schwer auf einen Sessel niederliess. «Sie sollten eine Weile aussetzen, Herr Müller. Wird Ihnen übel?» — «Ach nein, bitte, bitte», wies er Herrn Schmitt zurück, «Zwölfhundert Jahre? Merkwürdig» — «Beeindruckt Sie das so?», fragte Herr Schmitt erstaunt, «Ich sehe darin nichts Aussergewöhnliches. Oder, Herr Müller, steckt da vielleicht wieder etwas Spiritistisches dahinter? Sie machen sich damit noch völlig die Nerven kaputt, und dabei, erlauben Sie, dass ich es sage, ist doch alles verlorene Mühe.» — «Sagen Sie doch gleich, dass es Blödsinn ist. Diesmal werde ich Sie jedoch überführen. Ja, ja, lachen Sie nur, wer zuletzt lacht... Also gestern Abend hatten wir Sitzung, ja wohl, spiritistische Sitzung und, ... Zi-

garete...? Kurz, Herr Schneider, der Schriftsteller, Sie kennen ihn ja, sowie die anderen Damen und Herren, Sie kennen ja die gewöhnliche Zusammensetzung, waren dabei, und zwar wollten wir eine neue Methode ausprobieren. Sie wissen ja, dass man das Fluidum von Geistern schon auf Lichtbildern festhalten konnte? Ja? Also. Deshalb überlegten wir die Möglichkeit einer direkten Uebertragung des Geistermagnetismus auf den abrollenden Draht eines Magnetophons, was dem Geiste erlauben würde, unmittelbar zu sprechen. Sie wissen ja was man unter einem Magnetophon versteht? Es handelt sich um einen jener neuen Apparate, in welche man kurzerhand seine Diktate hineinspricht. Dieses Hineinsprechen magnetisiert einen abrollenden Draht, welcher nachher, wird er erneut abgerollt, den ganzen Wortlaut wiedergibt. Ich bitte Sie nun, unsere Idee recht zu begreifen: die Geister sollten den Draht derart magnetisieren, dass der Apparat zu ihrem Sprachorgan würde. Zuerst verlief die Sache erfolglos. Anscheinend verstanden die Geister, denen das Medium das System erklärte, dieses nicht, bis ich schliesslich, fast im Scherze, vorschlug, jemanden zu zitieren, welcher uns Auskunft über die Nova geben könnte, die uns zur Zeit, das heisst, die Welt der Astronomen, lebhaft interessiert. Einige Damen und Herren wussten anfangs nicht, was sie darunter verstehen sollten, und ich erklärte ihnen daher, dass es sich um einen Stern geringer Grösse handele, welcher plötzlich, ohne jede denkbare Ursache innerhalb einiger Monate bis zu einem Leuchtkörper erster Grösse heranschwillt, sodass er unter Umständen, selbst tagsüber sichtbar wird, um darauf langsam wieder zu einem Stern letzter Ordnung herabzusinken. Ich war kaum mit meinen Ausführungen fertig, als uns das Medium das

Vorhandensein eines solchen Geistes mitteilte. Wir brachten das Magnetophon in Gang, und ... wie beschreibe ich Ihnen unsere Ueberraschung, als wir uns ansprechen hörten. Zum Glücke hatten wir einen zweiten Apparat bei der Hand, welcher unsere Fragen aufnahm, und heute liess ich Fragen und Antworten auf denselben Draht bringen. Das Ergebnis liegt bei mir auf dem Arbeitstische. Ja, lachen Sie nur, Herr Schmitt, Sie lachen indessen nicht lange. Bemühen Sie sich bitte zu mir herüber ».

Es ist klar, dass ein derartiger Versuch auch den verstocktesten Zweifler neugierig gemacht haben würde, deshalb folgte Herr Schmitt äusserst gespannt seinem Kollegen.

«Hier sehen Sie das Magnetophon», begann Herr Müller, nachdem sie beide Platz genommen, und er das Köfferchen sorgfältig geöffnet hatte. «Ich bringe jetzt den Apparat in Gang», fuhr er fort, «und mache Sie dabei von vornherein gleich darauf aufmerksam, dass sie als erstes die Stimme des Geistes vernehmen werden. Die Fragen sind zum Teil von mir, zum Teil von den anderen Herren gestellt. Hören Sie ».

— «Wenn ich recht begriffen habe, wünschen die anwesenden Damen und Herren Auskunft über den Planeten, welcher zur Zeit auf dieser Erde als «Nova» sichtbar wird ».

«Die Pause, die nun folgt», belehrte Herr Müller seinen Kollegen, «beweist Ihnen unsere Ueberraschung. Ich fasste mich als erster wieder, und fragte:

— «Sind Sie weiblichen oder männlichen Geschlechtes?»

— «Ich habe volles Verständnis für Ihre Frage. Ich war seit zwölfhundert Jahren einmal das eine und das andere. Habe ich jedoch einen ausgesprochenen Hang zum männlichen, so bin ich zur Zeit, als rei-

ner Geist, völlig geschlechtslos ».

— «Sie sagen seit zwölfhundert Jahren. Wie ist das zu verstehen?»

— «Ich verliess vor zwölfhundert Jahren den Erdkörper, den Sie als Nova bezeichnen ».

— «Wie war es Ihnen jedoch möglich, als reiner Geist seither mehrere Male das Geschlecht zu wechseln?»

— «Weil ich unterdessen nicht stets reiner Geist geblieben bin. Ich lebte seither schon wieder auf ungefähr zehn anderen Weltkörpern ».

— «So wären Sie demnach einer ständigen Reinkarnation unterworfen?»

— «Ja. Einer frei gewählten natürlich, wie Sie ja ausserdem auch, meine Damen und Herren ».

«Wieder eine Pause», flüsterte Herr Müller, «Wir waren allesamt äusserst erstaunt. Doch, hören Sie weiter ».

— «Können Sie uns darüber nähere Auskunft geben?»

— «Oh ja, gerne. Als freier Geist, losgelöst von aller Materie, streben wir nach immer grösseren Erkenntnissen. Im Aether sind wir, wie Sie leicht begreifen, jedoch völlig wirkungslos: es gibt da keinen Besitz, kein Geld, keine Gesundheit. Wir sind eben reine Geister, allein unserer Eigenschaften und Erfahrungen bewusst. Um jedoch immer wieder prüfen zu können wie weit wir der Vollendung näher gekommen sind, müssen wir uns der Notwendigkeit unterordnen, immer wieder einen Körper anzuziehen, um so festzustellen, in wie weit unsere Persönlichkeit gediehen ist.»

Herr Müller stellte ab: «Was sagen Sie dazu, Herr Schmitt?: fortlaufende Wiederverkörperung. Wir lachten einmal darüber. Welcher Philosoph sagte doch: «War das das Leben? Wohlan,

dann noch einmal». Es ist jedoch nicht so wie wir glaubten. Hören Sie die nächste Frage ».

— « Nach so und sovielen Daseins-
fahrungen müsste es doch ein
Leichtes sein, sich immer wieder
zurechtzufinden, um die Meister-
schaft zu erringen ? ».

— « Das glauben Sie, meine Herren.
Die Lebensbedingungen sind stets
andere. Jedes Mal, wenn Sie an
einer Prüfung durchgefallen waren,
hatten Sie dann die Gewissheit
diese das nächste Mal zu beste-
hen ? Stets werden neue Fragen
an Sie gestellt, die es ihnen ermög-
lichen durchzufallen. So verliess
ich, zum Beispiel, soeben den
zwölften Planeten des Sirius. Wir
lebten dort bei hundertachtzig
Grad unter Null. Die Ozeane be-
standen aus flüssigem Sauerstoff.
Unser Körper war lederartig, die
Nahrungsaufnahme geschah durch
die Fusssohlen, mittels derer wir
mineralische Stoffe saugten. Das
ständige Wechseln des Standortes
ergab uns die Verschiedenheit der
Nahrung. Es war ein Leben im
Stehen ».

— « Wie konnte sich unter diesen Um-
ständen das soziale Leben auswir-
ken ? ».

— « Es gab selbstverständlich unter
diesen Voraussetzungen keinen An-
lass zu privaten Händeln. Alles war
Gemeingut, ausser den Gedanken.
Deshalb führten wir von morgens
bis abends wissenschaftliche Streit-
gespräche, ohne jeden materiellen
Zweck. Immer stehend, natürlich,
oder uns langsam zusammen fort-
bewegend, um andere Nahrungs-
felder aufzusuchen. Mit der Zeit
bildeten sich dann, je nach der
gedanklichen Entwicklung dieser
Menschheit, grosse Doktrinen, de-
ren Anhänger darauf jedesmal auf
dem besten Nährboden breit zu-

sammenstanden, um solcherart ihre
Opponenten davon zu verdrängen.
In diesem Augenblicke, meine Da-
men und Herren, hat sich die
Situation auf jenem Planeten noch
nicht geändert: die sinnlosen Dis-
putationen gehen weiter, und wenn
ich das alles nun von weitem sehe,
muss ich mich unwillkürlich schä-
men mitgemacht zu haben. Aller-
dings begreift man den Unsinn
aller dieser Zusammenhänge im-
mer erst wieder im reinen Geistes-
zustand, was mir als Entschuldig-
ung dienen muss. »

— « Welche Eigenschaft sollte dieser-
art veredelt werden ? »

— « Die Kraft der Persönlichkeit: wer
sich nicht fügte, musste darben. »

— « Stellte ihr letzter Aufenthalt eine
Steigerung ihres Seelenerlebnisses
dar, im Vergleich zu ihrem Leben
auf der Nova ? ».

— « Selbstverständlich ! Ich war die-
ses Mal schon eine führende Per-
sönlichkeit. Damals, auf der Nova,
war ich noch, wie man sagt, ein
Mann von der Strasse. Bei dieser
handelte es sich um den dreizeh-
nten Planeten des Sternes Altaïr.
Die Entfernung unseres Planeten
zum Stern Altaïr, mit anderen
Worten, zu unserer Sonne, war
dermassen, dass uns nur die äus-
sersten Strahlen des Spektrums
erreichten. Die Lebensbedingun-
gen waren daher besonders eigent-
lich. Das ganze Gebiet der Strah-
lenelektrizität war bei uns Natur-
zustand. Alle Stoffe befanden sich
in steter Zersetzung. Wir selbst
waren für Strahlen empfänglich,
und sandten solche aus. Unsere
Sprache war eine Strahlensprache,
der ganzen Menschheit zugäng-
lich, und wir konnten uns unter-
einander auf weite Entfernungen
unterhalten. Auch waren wir äus-
serst langlebig: in Ihrer Zeit ge-

messen, erreichten wir ein Durchschnittsalter von tausend Jahren, und erlebten demnach die Geschichte unserer eigenen Entwicklung.»

- « Welche Körpergestalt hatten Sie ? ».
- « Ihre Frage wundert mich. Die Körperform ist doch im Grunde nur etwas Bedingtes, ohne jede Konsequenz im Bezuge auf die Einheit des Geistes. Doch, um Ihrer Neugierde entgegenzukommen: unser Körper ähnelte also oben... »

In diesem Augenblicke musste Herr Müller den Apparat abstellen, weil gerade Herr Krause den Kopf zur Türe hereinstreckte, mit dem Bescheid, dass der Himmel zur Beobachtung gerade günstig sei. « Schon gut », winkten ihm die beiden Herren ärgerlich ab, worauf sich Krause kopfschüttelnd entfernte.

« Ich drehe zurück », sagte Herr Müller. Der Apparat begann erneut:

- « ... Neugierde entgegenzukommen: unser Körper ähnelte also oben einem Eselskopf, wir hatten Arme und Hände, und unterseits lief er aus in langen Froschbeinen. Brauchten wir schon keine Post, wie es sich aus dem Vorhergesagten ergibt, so brauchten wir, unserer Froschbeine wegen, auch keine Strassen. Die Dächer, über welche wir uns sprungartig weiterbewegten, waren Gemeingut, und das Fehlen jeder Atmosphäre, erlaubte es uns, sehr weit zu springen, ohne die geringste Mühe. Wir lebten, wie Sie leicht begreifen, unter ganz anderen, Ihnen unverständlichen Voraussetzungen. Alle Kraft wur-

de erzeugt durch regelmässige Strahlungen, welche uns die Natur freizügig und pausenlos zur Verfügung stellte. Mit etwas gutem Willen, könnte man das mit Ihrer Wasserkraft vergleichen. »

- « Sie lebten also gewissermassen im Atomzeitalter ? ».
- « Wenn Sie wollen, ja. Nur dass alles, wie schon betont, einem reinen Naturzustande entsprang. Vielleicht glauben Sie nun, weil uns



die Natur alle Triebkraft freimütig schenkte, dass wir nicht zur Arbeit genötigt waren. Es wäre ein grosser Irrtum, dieser Anschauung zu verfallen: wir hatten Bedürfnisse, und diese drängten uns zur Arbeit. Trotzdem verrichtete jeder gemächlich sein Tagewerk, und unser Leben hätte sich auf unabsehbare Zeit recht schön gestalten können, wären wir nicht zu rasch vom Fortschritte überholt worden. Unsere Menschheit, welche seit langem dem Wahne verfallen war, das Höchste erreicht zu haben, stand plötzlich vor ungeahnten Horizonten: man entdeckte die Chemie. Man fand Zusammenhänge zwischen den mineralogischen Stoffen. Das goldene Zeitalter winkte, wir versprachen uns

viel davon. Nun wurde aber der Boden wichtig. Eine neue Weltauffassung rang sich durch: der Boden wurde kostbarer Besitz. Kleine Unternehmungen entstanden, welche sich bald über grosse Gebiete erstreckten, und plötzlich gab es viele grosse, in sich abgekehrte Länder: alles der Chemie und der Wissenschaft wegen. Hohe Zäune, welche uns am Hinüberspringen hindern sollten, trennten uns von unseren Nachbarn, deren Boden ärmer oder reicher war, und somit von unseren Verwandten, Freunden und Mitmenschen. Gleichzeitig erfand man dann auch das imprägnierte Essen, wodurch die Trennung immer fühlbarer wurde.»

— « Verzeihen Sie die Unterbrechung: aber, was müssen wir darunter verstehen ? ».

— « Sie meinen das imprägnierte Essen? Es war im Grunde anfänglich eine ganz hübsche Erfindung, nur fand sie praktisch, im Verlaufe unserer Entwicklung, eine sonderbare Anwendung. Die oberste Gewalt der Länder, nämlich, liess jeden Tag auf den Märkten das Essen durch bestimmte Strahlen imprägnieren. Wenn man nun mittags diese Nahrung zu sich nahm, fühlte man ganz sonderbare Ideen aus dem Unterbewusstsein hervorströmen: man lernte langsam das Land lieben, in dem man lebte, und die anderen verachten, man bekam tiefe Achtung vor der Obergewalt, man fühlte sich zusammengehörend, und gleichzeitig nahm die Haut eine besondere Färbung an. In meinem Lande, zum Beispiel, waren alle blau. Jedes Volk hatte seine besondere Farbe. Begab man sich in die Fremde, und hatte da-

bei unvorsichtigerweise unterlassen, Mundvorrat mitzunehmen, so dass man gezwungen war die fremde Kost zu geniessen, so wechselte unmerklich die Haut in die Farbe des Landes über, in dem man sich gerade aufhielt, was zu unangenehmen Misslichkeiten führte, wenn man die Heimat wieder betrat. Man blieb daher viel lieber zu Hause, und so wurden wir regelrechte Sklaven des Bodens. Auch die Arbeit nahm stets überhand, und erfüllte fast den ganzen Tag. Unsere Gewerkschaften — eine zeitbedingte Erscheinung — verlangten die Verlängerung des Tages, um den Schaffenden mehr Freizeit zu gönnen. Technisch war dieses Problem ein Kinderspiel, nur hatte sich bis dahin nicht die Notwendigkeit dazu ergeben. Ueberraschenderweise war der zwischenstaatliche Ausschuss, welcher in allem anderen nie eine Einigung zu erzielen wusste, gleich damit einverstanden. Wir, die Leute von der Strasse, feierten einen grossen Sieg. Die Erde bekam durch atomische Schleuderungen einen verlangsamten Gang, und drehte sich nur noch halb so schnell: wir arbeiteten jetzt, Ihrer Zeitrechnung entsprechend, acht Stunden, und hatten vierzig für uns. Doch, bald überzeugte uns das tägliche imprägnierte Essen nach und nach von der Notwendigkeit einer Arbeitsverlängerung, und so arbeiteten wir zuletzt sechzehn Stunden im Tage.»

— « Sie verdienen nun auch bestimmt noch einmal so viel, da sich ja Ihre Bedürfnisse verdoppelt hatten ? »

— « Leider brachten es die Verhältnisse mit sich, dass wir genau so viel verdienten wie vorher. Wir bedauerten darauf alle lebhaft, nicht

eine Verschnellerung der Erdumdrehung verlangt zu haben. Vielleicht wäre es auch nie verwirklicht worden. Immerhin, die Entwicklung konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden. Indessen wurden die chemischen Forschungen immer geheimnisvoller, es war ein Rennen nach Entdeckungen, zum Schutze des Landes und zum alleinigen Wohle der Wissenschaft, wie man uns sagte. Ungeheure

Mengen Gase wurden überall an versteckten Orten freigemacht und aufbewahrt, vor denen man jedoch in steter Angst dahinlebte, weil man ihr Verhalten gegenüber unserer Strahlenwelt noch nicht erschöpfend erforscht hatte. Unterdessen ging jeder philosophisch seiner Tätigkeit nach, und so verdaute ich gerade eines Tages gemütlich die Ideen, die mir überzeugend durch den Magen zuströmten, als ich plötzlich mit Urgewalt aus meinem Sessel herausgehoben wurde, um darauf als reiner Geist aus dem Aether heraus, die herrliche Explosion meiner Erde zu erleben. Die nunmehrig vergeistigte Menschheit bewunderte mit hohen Gefühlen und tiefem Erstaunen die erhabene Kraft ihres Genies, und, gleichzeitig erlöst von unserem irdischen Alpdruck, suchten wir achselzuckend nach neuen Erlebnissen. »

- « Könnten Sie uns den Herrn vermitteln, der damals die Katastrophe ausgelöst hat? Er könnte uns bestimmt wertvolle Aufschlüsse erteilen. »
- « Ja, meine verehrten Zuhörer, wenn das so einfach wäre? Vergessen

Sie nicht die Zeit, die seither verflossen ist. Wir Geister bewegen uns durch den Aether so rasch wie das Licht. Die einstigen Bewohner der Nova, wie sie unseren damaligen Planeten zu bezeichnen belieben, haben sich dermassen in das unendliche Universum zerstreut, dass, wollte ich den nächsten auffindig machen, ich zum mindesten zweihundert Jahre lang in gerader Linie durch das Weltall fliegen



müsste. Dabei ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass besagter Herr vielleicht zurzeit gerade irgendwo, meinethalben auf einem Planeten letzter Ordnung eines Milchstrassengestirns als Durchschnittsbürger vegetiert, und somit am Herkommen sowieso verhindert ist. Ich will Ihnen nämlich mitteilen, dass ... »

« Leider », wandte sich Herr Müller an Herrn Schmitt, indem er den Apparat zum Stehen brachte, « mussten wir hier den Draht erneuern, und als wir damit fertig waren, meldete sich der Geist nicht mehr. Vielleicht hatte er, indem wir die Spule wechselten, weiter gesprochen, und ist darauf, weil er keine Antwort mehr hörte, im Glauben, uns befriedigt zu haben, weiter geflogen. Dass wir ihn zitieren konnten, war demnach ein reiner Zufall. »

(Forts. s. S. 57)

noch in Strassburg, wohin er um 1428 bei Ausbruch der Streitigkeiten zwischen den Patriziern und den Korporationen aus Mainz geflohen war. Da diese Streitigkeiten um 1445 neu ausgebrochen waren und erst Anfang 1448 zu Ende gingen, ist nicht anzunehmen, dass er vor 1448 nach Mainz zurückkehrte. Erst im Laufe des Jahres 1448 ist sein Name wieder urkundlich in seiner Vaterstadt belegt. Strassburg hat deswegen wohl zu Recht als die Wiege des ersten Kalenderdruckes und somit auch der Buchdruckerkunst zu gelten.

In den ersten Jahrzehnten des Buchdrucks im 15. Jahrhundert haben wir hauptsächlich astronomische Neu- und Vollmondtafeln, die gewöhnlich als Almanache bezeichnet werden, sodann Wandkalender und verhältnismässig noch wenig eigentliche Kalender. Diese nehmen erst im Laufe des 16. Jahrhunderts überhand und verdrängen allmählich die Almanache.

In den lateinischen Almanachen wurden meist arabische Zahlen angewandt, während man in den deutschen nur die damals beliebten römischen Zahlen anwandte, bis der Strassburger Bürger und Maler Hans Schrotbank die arabischen Zahlen auch in die deutschen Tafeln einführte. Der zweitälteste Tafeldruck lautet auf das Jahr 1457 und ist wahrscheinlich in Mainz gedruckt worden. Die in Strassburg gedruckten Tafeln oder Almanache für die Jahre 1477 bis 1494 zeichnen sich durch die Angabe der Tagesdauer für die einzelnen Monate aus.

Dem ersten elsässischen Frühdrucker, dem aus Schlettstadt gebürtigen Johann Mentelin, verdanken wir die Neu- und Vollmondtafeln, die eine auf das Jahr 1473, wovon sich noch ein Bruchteil in der Münchener Staatsbibliothek vorfindet, die zweite auf das Jahr 1476 (ebenfalls in München); die dritte auf das Jahr 1477 (München und British Museum London) beginnt wie die zweite und schliesst mit den Worten: « Ein Gut Selig Jor ».

Von dem aus Rosheim stammenden Frühdrucker Heinrich Eggeslein sind noch vier Almanach-Drucke vorhanden, einer auf das Jahr 1473, ein zweiter auf das Jahr 1477 (Staatsbibliothek München), am Schluss: « Ein gut Selig jor », ein dritter (sogenannter Heiliggrabkalender) auf das Jahr 1478 (Staatsbibl. Berlin, München u. Universitätsbibliothek Gent) und schliesslich ein vierter auf das Jahr 1480 (British Museum London).

Vom Strassburger Drucker Heinrich Knoblochitzer besitzen wir nur noch zwei Almanache, der eine auf das Jahr 1483 (Bruchstück in München) und einer auf das Jahr 1491 (Königl. Bibl. Stockholm). Von einem weiteren Strassburger Typographen, Hans Grüninger, sind deren noch vier vorhanden, und zwar auf die Jahre 1484, 1493, 1497 und 1500; von Hans Prüss, dem Älteren, ebenfalls ein Strassburger, sechs auf die Jahre 1484, 1487 (2) 1494, 1497 und 1500; derjenige auf das Jahr 1497 war für die Stadt Breslau bestimmt, ein Zeichen, wie ausgebreitet damals der Ruf der Strassburger Frühdrucker war, da sie sogar Aufträge aus fernliegenden Städten erhielten. Ein anderer Strassburger Frühdrucker, dessen Name nicht bekannt ist und der gewöhnlich als Drucker des Henricus Ariminensis bezeichnet wird, brachte einen Almanach auf das Jahr 1479 heraus. (Universitäts Bibliotheken Göttingen und Leipzig). Am Schluss, wie üblich: « Ein Gut selig jor ». Es ist anzunehmen, dass noch zahlreiche andere solcher Almanache im 15. Jahrhundert in Strassburg erschienen sind, die leider verloren gingen, da sie im allgemeinen nur selten längere Zeit aufbewahrt wurden. Daher die Seltenheit dieser wertvollen Incunabeln, die heute vereinzelt und meist nur in Bruchstücken an grösseren Bibliotheken vorhanden sind.

Aus den Tafeln der Neu- und Vollmonde haben sich sodann die Wandkalender entwickelt, die in den ersten

Zeiten des Frühdrucks viel mehr verbreitet waren als die Kalender selbst, die zuerst nur für einen oder mehr Zyklen von 19 Jahren galten, also nicht für jedes Jahr, wie die erwähnten Tafeln, die bald nach 1509 in den Kalendern aufgehen und nur noch vereinzelt als solche auftauchen. Der Wandkalender mit Aufzählung aller Tage der Monate, mit dem Sonnenstand und den Merkmalen der Tätigkeiten, mit den Zeiten der Neu- und Vollmonde und der Finsternisse, und mit den Regeln des Aderlassens tritt an die Stelle der Tafeln, die er in sich aufnimmt, bis er schliesslich selber später im 16. Jahrhundert vom Kalender in Buchform zum Teil verdrängt wird.

In die Frühzeit fallen, wie gesagt, nur wenig eigentliche Kalender, doch haben wir bereits 1455 einen Türkenkalender «Eyn Manung der Christenheit widder die durken», mit den Neumonden für 1455, der ebenfalls von dem Erfinder der Buckdruckerkunst, diesmal in Mainz, im Jahre 1454 hergestellt wurde, ein von hölzerner Handpresse verfertigter Typendruck mit Randrubrizierung. Die ältere Kunst des Druckes mit Holztafeln dauert indes auch nach der Erfindung Gutenbergs noch längere Zeit weiter. So entstanden die Holztafeldrucke mit der Tafel der Jahreskennzeichen, d. h. der Goldenen Zahl für die Jahre 1465—83, 1466—1484, 1468—1486; die beiden letzten Tafeln enthalten auch eine Ostertafel zur Bestimmung des Osterfestes mit einer drehbaren Scheibe; sodann eine lateinische Tafel der Jahreskennzeichen für 1478—96, ebenfalls in Holztafeldruck.

Daneben gab es den vereinfachten Kalender des Johann von Gmunden. Dieser bekannte Wiener Astronom hatte für den Zeitraum von 1439—1514 Kalender berechnet, die einerseits für jeden Tag den Sonnenstand, die Taglänge und die Zeit des Auf- und Unterganges der Sonne und andererseits die Zeit der Neu- und Vollmonde enthalten, die aus der Gol-

RE JANUAR' II' M' CC' LXXXIII'				RE FEBRUARI' II' M' CC' LXXXIII'					
a	A	Carminio dñi	a	d	Ignacii brigide	e			
b	b	Ortona stephani	b	ym	e	pariscan wome	f		
c	c	Ortona hauns	c	v	f	Blasii ueris epi	g		
d	d	Ortona moerthi	d	v	g		b		
e	e	Ortona stephani	e	xv	A	Agathe uirgis	i		
f	f	Cynthia dñi	f	b		Dorothee uirg	k		
g	g	Ortona ihu de magi	g	v	c	Syopetis epi	l		
h	h	Ortona stephani	h	f	d	Helene	m		
i	i	Ortona stephani	i	xv	e	Apolloni	n		
k	k	Ortona stephani	k	v	f	Smoloni	o		
l	l	Ortona stephani	l	vi	g	Custodia v	p		
m	m	Ortona stephani	m	vi	A	Dulacie	q		

Xylographischer Kalender
des Joh. Nider de Gamundia - 1439

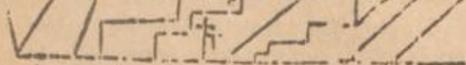
denen Zahl zu entnehmen sind. Ausserdem gehörten zum Kalender eingehende Erklärungen, was bei den Holztafeldrucke nicht der Fall war; diese enthielten nur die Goldenen Zahlen, die Wochentagsbuchstaben und einige Heiligenamen. Gmündens Kalender dürfte um das Jahr 1457, und in 2. Ausgabe 1465, hergestellt worden sein und fand grosse Verbreitung. Es sind nur noch etwa 25 Stück von den beiden Ausgaben nachweisbar, hingegen 111 Abschriften und zwar des vollständigen Kalenders mit den grossen Zahlentafeln.

Durch die Holztafeldrucke wurden auch die Figuren der sieben Planeten vervielfältigt mit Versen, welche die Natur jedes Planeten und seines Einflusses auf die in seiner Stunde Geborenen beschrieben. Von diesen Planetenbüchern, die sehr beliebt waren, lassen sich noch jetzt sechs verschiedene Arten nachweisen, auf die wir jedoch nicht näher eingehen wollen, da es uns zu weit führen würde und diese Gruppen nur indirekt in das Gebiet der Kalender gehören.

Zu den Holztafeldrucken rechnen auch die sogenannten Runenkalender, die Vorläufer der Bauernkalender. Es sind dies Holztafeldrucke in Gestalt eines Wandkalenders, der für jeden Tag die Wochentagsbuchstaben und die Mondbuchstaben sowie dazwischen die Goldenen Zahlen mit der Stunde des Neumondes angibt, während eine Reihe darüber die Merkmale der Heiligen und ihre deutschen Bezeichnungen vermerkt, hingegen eine Reihe darunter die Monatsbilder zeigt. Wer die Goldene Zahl eines Jahres kannte, ersah aus diesem Kalender sofort die Zeit des Neumondes sowie der Feste, die ihre Lage im Jahre nicht ändern. Ein solcher Runenkalender ist der von G. Glockendon in Nürnberg herausgegebene Kalender, der nach dem Herausgeber « Glockendon-Kalender » genannt wird. Er erschien auf das Jahr



aus. *Maiaulnkhāman apotmad*



irdfgabvdefghbrdefgabv s r b e d i



et q h i k l m n o p q r s t u v x y z a b c d e f g

Xylographischer Kalender des Glockendon
(Ausschnitt) - 1493

1490 und in zweiter Ausgabe auf das Jahr 1493 mit den Abzeichen der Heiligen und den Sonntagsbuchstaben, sodann in Zimmermannsbuchstaben die Goldene Zahl beginnend mit 1490 und die Stunden in einem Kreise; ausserdem erhielt er die Mondbuchstaben, die Monatsbilder und den Mann der Tierkreiszeichen. Da 1490 als künftiges Jahr gilt, so dürfte der Kalender 1489 entstanden sein. Die zweite Ausgabe von 1493 ist der ersten ähnlich.

Bei den Vorläufern dieser Kalender, bei den sogenannten geschnitzten Stabskalendern, waren die Zahlen und Buchstaben in jüngeren Runen ausgedrückt, weshalb sie mit Recht Runenkalender heissen. Nur die üblichen römischen oder arabischen Zahlen fehlen und sind durch Zimmermannszahlen ersetzt, das heisst durch lange Striche mit kurzen und langen Querstrichen und mit Haken; sie sind in Anlehnung an die römischen Zahlen entstanden und kommen gelegentlich an Sonnenuhren zur Kennzeichnung der Stunden vor.

Gleich alt sind vermutlich die Bauernkalender, die in ihrer einfachsten Form unten die Reihe des Dreiecks zur Bezeichnung der Wochentagsbuchstaben und darüber schwebend die Merkmale der Festtage zeigen. Die Bauernkalender des 16. Jahrhunderts enthalten ausserdem die Merkmale der Tätigkeiten. Wer diese Merkmale kennt, ersieht sofort die kirchliche und astrologische Bedeutung jeden Tages. Am Kopfe jeden Kalenders steht die Jahreszahl und die Bedeutung der Merkmale. Diese Kalender waren als Wandkalender sehr beliebt, wie beispielsweise der bei Johann Schröder in Basel erschienene « Deutsche Kalender » für 1498, mit der Einteilung des Bauernkalenders.

Durch den am 6. Juni 1436 in Königsberg in Franken geborenen grossen Astronomen Regiomontanus (Joannes de Montereio) erhielt der Kalender bedeu-

tende Verbesserungen. Sein im Jahre 1474 erschienener Kalender für die Jahre 1475—1531 in Quartformat mit 32 Blättern in lateinischer Sprache und in einer deutschen Ausgabe mit 30 Blättern im gleichen Format, ebenfalls im Jahre 1474 erschienen, brachte grundlegende Verbesserungen. Er enthält « die Angabe der wahren Neu- und Vollmonde und der Finsternisse mit ihren Figuren, ferner mit täglichem wahren Ort von Sonne und Mond mit doppelter Figur, zur Umrechnung von gleich langen Stunden in ungleich lange, gültig für jede Erdgegend, nebst anderen, sehr ergötzlichen Einfällen ». Diese Angaben wurden noch erweitert in Regiomontans gleichfalls 1474 erschienenen Ephemeriden, « für 32 künftige Jahre, von 1475-1506, worin du täglich den wahren Ort aller Planeten und des Drachenhauptes finden wirst, zusammen mit der Stellung des Mondes zur Sonne und zu den Planeten; die Stunden der Stellungen sind angegeben, was nicht wertlos ist; auch sind die Stellungen der Planeten unter sich nicht weggelassen. Am Kopf der Seiten sind die Breiten angegeben. Die künftigen Finsternisse sind mit ihren Figuren mitgeteilt ».

Die beiden Ausgaben des Kalenders, in lateinischer und deutscher Sprache sind mit schönen Initialen geziert sowie farbig ausgemalten Holzschnitten mit astronomischen Figuren, darunter 4 Tafeln mit grossen Holzschnittfiguren, versehen mit Fäden oder beweglichen Armen zur Bestimmung der Stunde oder des wahren Mondortes. Ausserdem wurden die Tierkreiszeichen und die goldenen Zahlen mit roter Tinte hineingeschrieben sowie einzelne Worte in die Tafel der beweglichen Feste, auch griechische Worte wurden hineingeschrieben. Zur Hervorhebung wurden manche Festtage in den Kalendern rot gedruckt.

Der deutsche Kalender zeigt ausserdem zwei verschiedene Fassungen, die sich besonders im Abschnitt über den

Mondlauf unterscheiden und zeigen, wie Regiomontan dauernd an der Verbesserung seiner Schriften arbeitete und vor keiner Mühe zurückscheute, wenn es ihm darauf ankam, nur das Beste zu liefern.

Noch im Sommer 1475 reiste er nach Rom, um auf Wunsch des Papstes den Kalender zu verbessern. Im folgenden Jahre starb er dort an der Pest, in seiner besten Schaffenszeit, im Mannesalter von 40 Jahren.

In seiner ursprünglichen Gestalt erlebte der lateinische Kalender Regiomontans 11 und der deutsche 4 Nachdrucke.



Der kinderverzehrende Saturnus
Kalender des Peter Wagner, Nürnberg, 1492

Obwohl die Kalender Regiomontans nur bis 1531 galten, liess der Strassburger Drucker, Jakob Cammerlander, in den Jahren 1535—1537 einen ähnlichen Kalender erscheinen, der Regiomontans Namen als Aushängeschild trägt.

Kalender sind wie die Eintagsfliegen, mit dem Unterschiede, dass letztere nur einen Tag durchs Leben flattern, während die Lebensdauer der ersteren sich auf

ein ganzes Jahr erstreckt; gegen Jahreschluss sind sie meist abgenutzt und zerlesen und kurz nach Neujahr weggeworfen, um dem neuen den Platz einzuräumen. Selten, dass ein Bücherliebhaber sie seiner Privatbibliothek einverleibte und noch seltener, dass sie in die Bestände einer grösseren öffentlichen Bibliothek aufgenommen wurden. Um so mehr muss man staunen, dass so zahlreiche Ueberreste von alten Almanachen und Kalendern des 15. Jahrhunderts, wenn oft auch nur in Bruchstücken, auf uns gekommen sind. Nicht weniger als 267 solcher Incunabeln, meist Einblattdrucke, sind im Berliner Gesamtkatalog der Wiegendrucke unter dem Stichwort «Almanach» (von Nummer 1285—1552) verzeichnet, und hierunter sind nur diejenigen Almanache zu verstehen, deren Verfasser nicht bekannt ist, so dass noch eine ganze Anzahl zu diesen 267 Ausgaben hinzukommen, da diejenigen, deren Verfasser bekannt ist, unter dessen Namen verzeichnet sind. Allerdings sind die Verfasser der Almanache und Kalender des 15. Jahrhunderts nur selten angegeben. Ausser dem Königsberger (Regiomontan) und Johann von Gmunden finden wir nur noch einige wenige angeführt, wie beispielsweise Lazarus Beheim mit seinem Kalender für die Jahre 1477—1537 unter Beifügung des Regiomontanischen Kalenders, Hans Spörer, der im Jahre 1476 eine zweite Fassung des Regiomontanischen Kalenders von 1475—1531 veröffentlichte. Johann Wonecker veröffentlichte in Basel bei M. Furter einen deutschen Kalender mit den Zeiten der Neu- und Vollmonde für 1498 und 99, nebst den Zeichen des Aderlassens und zwei deutsche Almanache für die gleichen Jahre bei L. Ysenhut in Basel, mit Monats- und Aderlassbildern nebst dem Aderlassmann, wobei er als «Woneck hans rulman» zeichnet. «Magister Petrus Hershheimer oppenheimensis in Moguntia (Mainz) ...medicinarum licenciatus» betitelt seinen lateinischen Alma-

nach für 1492, den er bei P. Friedberg in Mainz herausgibt «Almanach praesens in Almo universali studio moguntino suppultatum». Wenn man die Ausgaben, in denen der Name des Herausgebers angegeben wird, zu den 267 Ausgaben ohne Verfassernamen des Berliner Gesamtkatalogs hinzufügt, so wird man schwerlich fehlgehen, wenn man die Zahl der noch erhaltenen Almanache und Kalender des 15. Jahrhunderts auf dreihundert und mehr schätzt. Wie hoch die Zahl derjenigen Ausgaben sich beläuft, von denen nichts auf uns gekommen ist, lässt sich leider nicht feststellen, es darf auf jeden Fall angenommen werden, dass es deren nicht wenige waren, da Almanache und Kalender, wie wir bereits betonten, selten länger als ein bis zwei Jahre aufbewahrt und bald darauf als unnützer Ballast weggeworfen wurden. Und doch muss festgestellt werden, dass im 15. Jahrhundert die Verfasser von Kalendern keine gewöhnlichen Alltagsschreiber waren, sondern meistens gelehrte Männer wie Astronome, Ärzte, Mathematiker u. dgl. mehr; was im Grunde nicht zu verwundern ist, da die Neu- und Vollmondtafeln, mit Angabe der Finsternisse, Tageszeiten, Lauf der Planeten usw. astronomische, und die Aderlass tafeln, medizinische Kenntnisse erforderten. Dem Laien, der sich mit diesen Kenntnissen vertraut machen wollte, stand der sogenannte Cisianus (Cicianus), ein Kalendarium syllabicum, als Einführung nebst Anleitung in die Kalenderwissenschaft, zur Verfügung; dieser wurde im 16. Jahrhundert, zur Erleichterung des Verständnisses, in Form von Merkversen verarbeitet. Der erste Cisianus, der auf uns gekommen ist, stammt aus dem Jahre 1457, er ist in Mainz in der Offizin des Druckers der 36-zeiligen Bibel hergestellt worden; eine zweite Ausgabe erschien im Jahre 1470 bei Günther Zainer in Augsburg und eine dritte um 1485 in Köln bei Ludwig von Renchen. Im 16. Jahrhundert

erschienen mehrere Neuauflagen des Cisianus, unter anderen eine in Strassburg im Jahre 1524 bei Johann Prüss. Doch hiervon im nächsten Kalender,

denn der uns zur Verfügung gestellte Raum gestattet uns nicht, wie wir es zuerst beabsichtigten, auch das 16. Jahrhundert eingehend zu behandeln.



Und jetzo schickt Dir noch seinen Gruss,
Geliebter Leser, zum Jahresschluss,
Der Strassburger, hinkende Bot:
Es mög Dir im Neuen, der liebe Gott,
Gesundheit, Heil, Glück und Segen,
Verleihen auf allen Wegen und Stegen,
Und allen den Deinen im Hause zuvor:
Wünscht er: « Ein guot selig Neijor! »

François RITTER.



Kopfleiste des Kalenders des Grüninger, Strassburg 1500

Die Nova

(Fortsetzung von Seite 50)

« Fabelhafte Sache », meinte Herr Schmitt sehr nachdenklich.

« Und », fuhr Herr Müller fort, bedenken Sie: für diesen Mann war unsere Atomforschung selbstverständlicher Alltag. Was der uns... »

Beide Herren blickten abwesend nach der Türe, durch welche Krause entschieden hereintrat: « Verzeihen die Herren, aber es bleibt gerade noch eine halbe Stunde zur Beobachtung. Die Wetter-

warte meldet... » — « Ja, schon gut, Krause, ich komme sofort », unterbrach ihn Herr Müller, und zu Herrn Schmitt gewendet, fuhr er fort: « Ich muss mir ein klares Bild über die Art der gelösten Gase machen. Bis nachher also. » Rasch hielt ihn Herr Müller noch einen Augenblick unter der Türe zurück: « Sagen Sie mir bitte », fragte er ihn, « wann findet Ihre nächste spiritistische Versammlung statt? »

Georges RICHARD.

Aus vergangenen Tagen

ST. PILT



DIE Anfänge von St. Pilt fallen in die Zeit Karls des Grossen. In die Reihe der elsässischen Städte trat es nach seiner Ummauerung zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Mehr noch als die übrigen Städte und Städtchen des Elsass war es den vielen Stürmen ausgesetzt, die Jahrhunderte hindurch unser Land beunruhigten, da es als Besitz der Herzöge von Lothringen vielfach Kämpfe zu bestehen hatte, die andere Orte nicht berührten.

Als beim zweiten Einfall der Armagnaken der Dauphin mit seinen Scharen von Basel her das Land heimsuchte, fiel das Städtchen bald in seine Gewalt. Etwa 1000 Armagnaken nahmen Mitte Oktober ihre Winterquartiere in St. Pilt, während die Bewohner den Wanderstab ergreifen und anderswo Unterkunft suchen mussten. Die Armagnaken belassen nämlich in den von ihnen besetzten Orten nur diejenigen Bewohner, die sie zu irgend einer Dienstleistung brauchen konnten, wie z. B. die Handwerker. Ungehindert konnten jedoch die Armagnaken nicht im Besitze des Städtchens bleiben, da Gesellen aus Schlettstadt, Bergheim und Rappoltsweiler durch wiederholte Angriffe ihnen den Aufenthalt sehr erschwerten. So zogen z. B. am 3. Dezember 1444 etwa 1000 Gesellen

aus Schlettstadt gegen St. Pilt, um es durch einen Handstreich zu nehmen. Als sie aber ihr Unternehmen durchführen wollten, sahen sie eine Schar Armagnaken von Gemar herkommen. Sie wandten sich nun gegen den Haufen, schlugen ihn in die Flucht und nahmen ihm 400 Viertel Getreide weg. Angesichts solcher Beunruhigungen zogen es die Armagnaken unter ihrem Anführer de Commercy vor, am Neujahrstag 1445 St. Pilt zu räumen. Vor ihrem Abzug verbrannten sie jedoch einen Teil des Städtchens. In der sicheren Voraussetzung, dass bald nach ihrem Abzug andere Leute aus der Umgegend das verlassene Städtchen beziehen würden, legten sich die armen Gecken, wie man sie nannte, in den Hinterhalt und überfielen dann die einziehenden Gesellen, von denen sie viele erschlugen. Als aber aus Bergheim und Rappoltsweiler Verstärkung herbeikam, flohen die Schinder. Bei diesen Kämpfen war auch der andere Teil des Städtchens niedergebrannt worden. So fanden nach dem Abzug der Armagnaken aus dem Elsass im März 1445 die zurückkehrenden Bewohner innerhalb der stark beschädigten Umfassungsmauern nur mehr Trümmerhaufen.

St. Pilts Bewohner wurden auch in die Kämpfe des Bauernkrieges hineingezo-

gen. Am 6. Mai 1525 hatte sich der «christliche Haufen von Ebersheimmünster» zu Kestenholz mit den Barrern und Weilertalern vereinigt und auf den Vorschlag einiger Anführer einen Zug nach dem Oberelsass beschlossen. Schon am folgenden Tage führte man den Beschluss aus, hatte man doch erfahren, dass auch die Untertanen der Herren von Rappoltstein geneigt wären, mit den Bauern gemeinsame Sache zu machen. Es war am Sonntag Jubilate, als die Bauern vor St. Pilt kamen. Auf Anraten des Pfarrers, der zur neuen Lehre neigte, ergaben sich die Bewohner. Pfarrer und Bürgerschaft beschworen die 12 Artikel und wechselten ihren Glauben. Eine stattliche Anzahl Bürger zog mit den Bauern nach Rappoltweiler und später nach Scherweiler. Gerade dieser Umstand, dass St. Pilt und einige Orte in der Gegend von Mauersmünster, die zum Herzogtum Lothringen gehörten, sich dem Bauernaufstand anschlossen, war ein Hauptgrund, der Herzog Anton bewog, jenen Zug ins Elsass zu unternehmen, der bei Zabern und Scherweiler so viel Herzeleid über so manche Bauernfamilie brachte. Nach der Metzelei von Zabern beabsichtigte Herzog Anton, wieder über die Zaberner Steige zurückzukehren. Er wusste nämlich nichts von dem zweiten Bauernheer, das sich bei Rappoltweiler gesammelt hatte. In dem zu Zabern gehaltenen Kriegsrat riefen ihm jedoch einige seiner Räte den Aufstand von St. Pilt ins Gedächtnis, und es wurde beschlossen, den Weg durch das Weilertal zu nehmen. Unterwegs sollte eine Truppenabteilung abgesandt werden, um das Städtchen für seinen Ungehorsam zu züchtigen.

So kam es zur Schlacht von Scherweiler. Am Tage nach der Schlacht schickte Herzog Anton eine Abteilung Reiter, um den Bewohnern das strenge Gericht anzukündigen, das der Herzog über das abtrünnige Städtchen verhängt hatte. Die Bewohner mussten sofort zum

alten Glauben zurückkehren und eine Bittprozession abhalten, bei der alle männlichen und weiblichen Einwohner über 12 Jahre eine brennende Kerze tragen mussten. Der Pfarrer wollte sich jedoch nicht fügen. Er hatte gleich nach dem Glaubenswechsel ein Weib genommen und richtete ein längeres Schreiben an den Herzog, in dem er seinen Schritt zu verteidigen suchte. Da ihm Herzog Anton keine Antwort zugehen liess und einen anderen Pfarrer schickte, begab er sich selbst nach Nancy. Er sollte das Elsass nie wiedersehen. Herzog Anton liess ihn ins Gefängnis werfen und Mitte Juli als Ketzer auf einem öffentlichen Platze lebendig verbrennen. Auf lange Jahre hinaus mussten die Bewohner als Sühne dem Herzog im Herbst zwei Pferde mit einer bestimmten Summe Geldes oder einem Quantum Wein liefern.

Schwere Zeiten brachte der Dreissigjährige Krieg über die Einwohner unseres Städtchens. Von 1627—1632 wütete die Pest im Orte und raffte einen grossen Teil der Bewohner dahin, sodass die Zahl der Bürger auf 232 herabsank. In den folgenden Jahren wurde das Städtchen zuerst von den Schweden und dann wieder als lothringisches Eigentum von den Franzosen erobert und jedesmal hart mitgenommen. Es zählte beim Ausgang des schrecklichen Krieges nur



mehr hundert Bürger, und die Hälfte der Reben und Felder glich einer Wüste. Erst 1661 gaben die Franzosen das Städtchen dem Herzog von Lothringen zurück. Aber schon 1675 nahmen sie es wieder und behielten es bis zum Pariser Frieden vom 21. Januar 1718. Es blieb nunmehr in lothringischem Besitz bis zum Jahre 1766. Von da ab hörte es auf, ein Eiland inmitten der Provinz Elsass zu sein. Zur Zeit der Vereinigung mit dem Elsass zählte der Ort 241 Häuser und 379 Bürger.

Über die Einrichtung der Gemeindeverwaltung des Städtchens unter der lothringischen Herrschaft sei folgendes mitgeteilt: Vertreter des Herzogs war der jeweilige Amtmann, der zugleich den Vorsitz der Bürgerschaft führte, Vorsitzender des Gerichts und Oberbefehlshaber der wehrhaften Bürger war. Unter ihm standen der Schultheiss, dessen Stellvertreter und der Ratschreiber, die wie er vom Herzog ernannt wurden. Die Bürger erwählten jedes Jahr an St. Peter eine Gemeindevertretung und zwölf Räte. Den Pfarrer hatte das Domkapitel aus Nancy zu ernennen. Es bezog auch den grössten Teil des Zehnten, nämlich

fünf Sechstel, während ein Sechstel dem Pfarrer von Orschweiler zustand. Diesem Kapitel stand auch ein Teil der Gerichtsbarkeit, soweit dies die Feldfrevel betraf, zu. Es ernannte nämlich unmittelbar den Rebbannwart sowie die 17 «Huber», die alljährlich am ersten Montag nach Martini zusammentraten, um über die vom Rebbannwart zur Anzeige gebrachten Frevel zu richten. Die Huber hatten weiter einen zweiten Bannwart für die Beaufsichtigung des Weidegeländes zu ernennen. Auch dessen Beanzeigungen hatten sie an demselben Gerichtstage zu prüfen. Bei diesen Beanzeigungen handelte es sich besonders um die Übertretungen gegen die Abgabe des Zehnten.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts liess der Herzog von Lothringen in St. Pilt ein Schloss errichten. Dieses wurde im Dreissigjährigen Kriege zerstört und erst nach dem Pariser Frieden wiederaufgebaut oder vielmehr in ein modernes Schloss umgewandelt. Es wurde später als Nationalgut verkauft und kam nach vielfachem Wechsel der Besitzer in die Hände Marianischer Brüder.

Pierre LEJEUNE.

Gute Backrezepte

Biskuitplätzchen

1 Ei, 4 Esslöffel warmes Wasser, 125 gr. Zucker, 1 Päckchen Dr. Oetker Vanillin-Zucker, etwas gemahlener Anis, 175 gr. Weizenmehl, 3 gr. (1 gestrichener Teelöffel) Dr. Oetker Backpulver «BACKIN».

Man schlägt Eiweiß und Wasser mit einem Schneebesen schaumig und gibt nach und nach $\frac{2}{3}$ des Zuckers mit dem Vanillin-Zucker und dem gemahlener Anis dazu. Danach schlägt man so lange, bis eine cremartige Masse entstanden ist. Das Eiweiss wird zu steifem Schnee geschlagen. Dann gibt man unter ständigem Schlagen nach und nach den Rest des Zuckers dazu. Der Schnee muss so fest sein, dass ein Schnitt mit einem Messer sichtbar bleibt. Er wird auf den Eiweisskrem gegeben, darüber wird das mit «BACKIN» gemischte Mehl gesiebt. Man zieht alles vorsichtig unter den Eiweisskrem. Mit 2 Teelöffeln setzt man kleine Teighäufchen auf ein gefettetes, leicht mit Mehl bestäubtes Backblech und backt sie goldgelb.

Backzeit: Etwa 15 Minuten bei guter Mittelhitze.

Festtagsnapfkuchen

250 gr. Butter oder Margarine, 300 gr. Zucker, 6 Eier, 3 Tropfen Dr. Oetker Backaroma Bittermandelgeschmack, 4 Tropfen Dr. Oetker Backaroma Zitronengeschmack, etwas Salz, 300 gr. Weizenmehl, 100 gr. Dr. Oetker «GUSTIN», 9 gr. (3 gestrichene Teelöffel) Dr. Oetker Backpulver «BACKIN», 200 gr. gemahlene abgezogene Mandeln.

Man rührt das Fett schaumig und gibt nach und nach Zucker, Eier und Gewürze hinzu. Das mit «GUSTIN» und «BACKIN» gemischte und gesiebte Mehl wird esslöffelweise untergerührt. Die gemahlener Mandeln hebt man zuletzt unter den Teig. Er wird in eine gefettete, mit geriebener Semmel ausgestreute Napfkuchenform (Savarin-Form) gefüllt.

Backzeit: Etwa 70 Minuten bei schwacher Mittelhitze.

Der närrische König

*Eine Humoreske von
Wally, H. Dietrich*

BESONDERS törichte Leute wählen bekanntlich einen besonders törichten König, und genau von einem solchen werde ich Euch jetzt erzählen :

Trotz seiner siebzig Jahre trug er mit grösster Wonne ein Sabberlätzchen, um seine kostbaren Gewänder zu schonen. An seinem Hinterkopf war eine grosse Brille befestigt, um damit zu sehen, was hinter seinem Rücken vorgeht. So recht wohl und von sich selbst überzeugt fühlte er sich, zum Beispiel, erst, wenn er sich in der krassesten Weise selber widersprechen konnte, aber in seine sonnigste Laune konnte man ihn versetzen, wenn man eine seiner kostbarsten Vasen oder die echten florentinischen Kandelaber zerschmetterte.

Er besass zwei Töchter, von denen die Jüngere so närrisch geboren war, wie ihr königlicher Vater. Sie, zum Beispiel, liebte es über die Massen, gerade dann in duftigen Spitzengewändern einherzugehen, wenn der Schnee in dichten Flocken fiel, und wenn die Höflinge sie anstarrten, rief sie einmal über das andere : « Oh, welch ein heisser Tag ». Wenn der Winter seinen Höhepunkt erreicht hatte, pflegten Vater und Tochter fröhlich Tennis zu spielen, und zum Ausgleich dieses Unsinn glitten sie im Hochsommer mit schellenklingelnden Schlitten durch die goldenen Kornfelder, während ihre Peitsche lustig knallte.

Des Königs Schwimmanzug war pelzverbrämt und der Regenschirm der Prinzessin war ungeheuer gross, bestand aus

goldenen Gräten, aber besass nicht die geringste Bespannung.

Des Königs Lieblingsausspruch war : « Es gibt keinen Spass im Leben, wenn man nicht seinen eigenen privaten Sommer oder Winter haben kann ! » und der ganze Hof stimmte in donnerndem Applaus der unbestreitbaren Weisheit bei.

Völlig anders stand es hingegen mit der älteren Tochter, die erstaunlicherweise ganz normal, sehr delikate und fein und der Liebling des ganzen Volkes war. Ihre strahlende Schönheit trug ihr den Namen « Prinzessin Sonnenschein » ein, während man von der anderen nur als von « Prinzessin Dummchen » sprach.

Als nun beide das heiratsfähige Alter erreicht hatten, zerbrach sich der närrische König, ihr königlicher Vater, den königlichen Kopf, wie er wohl einen passenden Gemahl und einen passenden Thronfolger finden könne.



Schliesslich entschied er sich für die glorreiche Idee eines Wettbewerbes im Lande: Derjenige solle König werden, der die dümmsten Einfälle habe.

Nun könnt Ihr Euch wohl vorstellen, welch eine endlose Menschenmenge in Wagen, Kutschen, Karren, zu Pferde, auf dem Esel und zu Fuss eintraf, um des närrischen Königs Tochter, und damit auch Land und Krone zu gewinnen.

Jeder wurde nun eingehend befragt, was für Albernheiten und Sinnlosigkeiten er vollbracht habe oder zu tun gedenke.

Einer antwortete: «Ich habe ein Glöckchen um den Hals meines Kanarienvogels gehängt, damit ich immer weiss, wo sich meine Katze aufhält.»

Ein anderer brüstete sich: «Und ich habe ein Haus gebaut, dessen Dach im Keller liegt, dafür aber den Keller auf dem Dach trägt, so, dass, falls jemand drin wohnen möchte, er besser ins Nebenhaus zieht.»

«Das ist nicht so übel», schmunzelte der König, aber so recht zufrieden war er noch nicht, weil er nur mit dem einen Mundwinkel lächeln konnte.

Der nächste Anwärter sagte: «Ich bin stolz auf die Erfindung eines Spezial-Gala-Menüs für den Narrenklub: Frisch gepflückter Gänsebraten mit weichgesottenen Weinflaschen und als Nachspeise: Geröstete Streichhölzer mit Schlagsahne!»

Ganz empört erwiderte der König, so dass seine Krone auf eine Seite rutschte: «Aber das ist doch alles ausserordentlich vernünftig und geschmackvoll! Wie kann ein Koch nur so geschweigt daherreden! Der nächste, bitte!»

«Ich bin ein Schotte, Sire, und ich bin derart geizig, dass ich mir die Luft im eigenen Halse nicht gönne!»

Gelangweilt sagte der König: «Da sind viele andere, mein Lieber, die sie Dir noch weniger gönnen», und damit wandte er sich zum nächsten Bewerber. Aber bevor der nur ein Wort herausbringen konnte, erhob sich der König

und rief, indem er sein Szepter wie ein Sprachrohr benützte: «Auf, auf, mein Volk! Lasst uns dieses traurige Schauspiel unterbrechen. Ich muss etwas trinken, oder ich sterbe. Diesen trockenen Unsinn kann ich nicht aushalten, ohne ihn ein wenig zu begiessen.»

«Sehr gut», schrie der neue Bewerber, «was meinen Sie zu einem Regenwasser-Cocktail, Herr König?»

«Eine anregende Idee!» rief der König begeistert. «Gebt mir Gabel und Messer, damit ich den Trunk so recht geniessen kann!»

Prinzessin Dummchen war aufgeregt und meckerte vor Vergnügen wie ein Ziegenböckchen. Ja, sie war die Tollste im Rufen der albernsten Dinge in die Menge, und der König hatte sie mehr als einmal an ihre edle Geburt zu erinnern. Auch machte er ihr sehr energisch klar, dass, falls hier Unsinn geredet werden sollte, es ausschliesslich er allein sein wolle...

Doch, wo war Prinzessin Sonnenschein während all der Zeit? Sie war ganz allein im Schloss geblieben, weil sie einen Abscheu vor Massenansammlungen hatte; auch fürchtete sie sich sehr, mit dem dümmsten Menschen des Landes verheiratet zu werden. (Ihre Gespielin und Vertraute hatte ihr inzwischen davon ganz erschreckt berichtet.) Arme, reiche Prinzessin! Wie konnte sie nur zuwege bringen, die Menschen zu überzeugen, dass die Natur uns mit Sinn und Vernunft beschenkt hatte, um beide zu gebrauchen, nicht aber zu missbrauchen? In einem Anfall von grossem Mut entschloss sie sich aber, dem Unsinn eine Grenze zu setzen.

Inzwischen hatte der König alle Hände voll zu tun gehabt, mit jedermann gut Freund zu sein. Er versprach unter Eid und Schwur, dass er in Zukunft nur noch Kühe züchten werde, denen das Gras auf dem eigenen Rücken wächst, so dass sie an- und aufeinander grasen könnten, ohne erst in Wind und Sturm hinaus auf

die Weide getrieben werden zu müssen. Ferner stellte er Erdbeerbeete in Aussicht, die zu jeder Seite lange Schlag-sahnenbeete trugen, und so weiter . . .

Nach geraumer Weile, als sein königliches Hirn nachliess, erfinderisch zu sein, klatschte er in die königlichen Hände : « Zurück zur Arbeit, meine lieben Untertanen, zurück zur Arbeit ! » Lasst uns heiraten, bevor der Elefant kräht ! Dies ist mein letztes Wort. Dies ist das wissenschaftliche Endexamen für meinen zukünftigen Schwiegersohn, und wolle es der Himmel, dass er bis heute schon 20 Jahre gelebt hat, in welchem Falle ich ihm ein dreimal so langes Leben wünsche, als er mir wünschen würde. Hört gut zu, ihr Narren, deren König ich in Aufopferung bin ! Derjenige soll König sein, der dicht vor meiner Tochter stehen kann und sie dennoch nicht zu sehen vermag ! »

Keine Antwort aus der Menschenmenge. Todesschweigen. Jedermann stand mit offenem Munde, grübelnd und brütend, wie er die harte Aufgabe lösen könne . . .

Vor lauter Eifer, euch von all den Narreteien zu erzählen, habe ich ganz und gar vergessen, den jungen Musiker zu erwähnen, der inmitten der Menge auf dem Schlossplatz gelandet war, nachdem ihn der Strom der Herbeieilenden auf der Landstrasse mitgerissen hatte. Es war ein feiner, prachtvoller Bursche mit dem Herzen auf dem rechten Fleck und jederzeit bereit, sein Glück zu versuchen. Als der König seine letzte Ankündigung gemacht hatte, war ihm daher sofort ein glücklicher Gedanke gekommen, wie er das kindische Rätsel lösen könnte ; aber vorläufig genoss er es, die dummen Leute zu beobachten, wie sie da standen und ihren Kopf rauchen liessen in der Anstrengung, König zu werden. Wenn er Prinzessin Dummchen ansah, verging ihm allerdings der Appetit, König zu werden, aber der Versuchung, im Wettbewerb

Sieger zu sein, konnte er doch nicht widerstehen.

So arbeitete er sich aus der Menge, in der er eingeklemt stand, heraus und trat bis dicht zu dem Platz, wo er die Prinzessin gesehen hatte. Nachdem er ein grosses, schönes Tuch aus der Tasche genommen hatte, ein Dankgeschenk einer armen Frau, mit der er einst sein letztes Stücklein Brot gutherzig geteilt hatte, faltete er es säuberlich und band sich dann die Augen damit zu. Dann tat er den letzten Schritt in Richtung der Prinzessin, ergriff ihre Hand und sagte mit seiner jungen, frischen Stimme, die eine gute Erziehung verriet :

« So nahe bin ich Euch, Prinzessin — und dennoch kann ich Euch nicht sehen! »

Robert — und das war der Name unseres jungen Musikers, hörte nichts als einen schüchternen, kleinen Schrei und dann den ungeheueren, brausenden Jubel der Menge.

Robert zog rasch das Tuch von den Augen herunter, — — nun werdet ihr überrascht sein, zu hören, wen der glückliche Bursche an der Hand hielt. Niemanden anders als Prinzessin Sonnenschein, die wenige Augenblicke vorher den Schauplatz erreicht hatte, mit dem Wunsche, das törichte Spiel abubrechen.

Robert, der im allgemeinen genau wusste, wie er seinen Witz anzubringen hatte, der tapfere, junge Robert hatte beim Anblick der wunderschönen Prinzessin vollkommen den Kopf verloren.

« Ach, wie schön du bist ! », sagte er freimütig zu ihr, überwältigt von seinen Gefühlen.

« Nur Mut, junger Mann ! », rief der König. « Wenn die Prinzessin dein Gesicht so gut leiden mag wie ich, dann ist Grund genug da, die Hochzeit zu feiern. Es ist mir völlig egal, ob du die Aufgabe gelöst hast oder nicht, grosser, heiliger Bimban — was tut das zur Sache, und was kümmert mich mein dummes Geschwätz von vorher ? In der festen Annahme, dass es der Wunsch, der Ehrgeiz,



ja der Traum deines Lebens war, König zu werden, übergebe ich dir hiermit das Szepter, das für allerlei Zwecke dienlich ist.»

Ohne seine bewundernden Blicke von der Prinzessin zu wenden, erwiderte Robert in wohlgesetzter Rede:

«Sire, ich habe niemals geträumt oder gewünscht, König zu sein, und was in meinen Kräften steht, es nie zu sein, soll geschehen. Aber ich würde mehr als ein König sein, falls die Prinzessin sich entschliessen könnte, meine Frau zu werden.»

Als Antwort nahm die Prinzessin das Tuch aus Roberts Hand und wand es so geschickt um ihr Haar, dass es wie eine Krone aussah. Es war ihr nicht schwer geworden, sich in einen so aufrichtigen und angenehmen Burschen zu verlieben wie unseren Robert.

«Ist das wirklich deine unmassgebliche Meinung, mein Sohn und Erbe?» fragte der König hoch erfreut. «Nie in meinem Leben hab' ich solch vollkommenen Unsinn sprechen gehört, mein Lieber. Mein Ehrenwort — du hast gewonnen, du sollst König sein; du sollst meine Tochter haben und mein Land nebst Krone dazu!»

«Einen Augenblick, bitte!», rief Robert, der inzwischen seine Fassung wieder gefunden hatte, «eine halbe Krone genügt mir; ein Drittel des Landes ist reichlich genug für uns zwei, aber Eure Tochter will ich von Kopf zu Fuss haben,

falls sie mich haben will», fügte er mit einem schüchternen Lächeln hinzu.

Wie ihr euch richtig vorstellt, hatte sie nichts dagegen einzuwenden, sondern sagte von ganzem Herzen «ja».

«Gut, besser und am besten» schmunzelte der König zufrieden. «Wenn ich es mir so recht überlege, ist es auch wirklich nicht die rechte Stunde, abzudanken. Ich gedenke daher, meinem ergebenen Volke noch viele Jahre ein weiser König zu sein, zu dem es mit Fug, Recht und Stolz auf und ab sehen kann. Und dreimal Wohl dem König, der sein eigener Narr sein kann.»

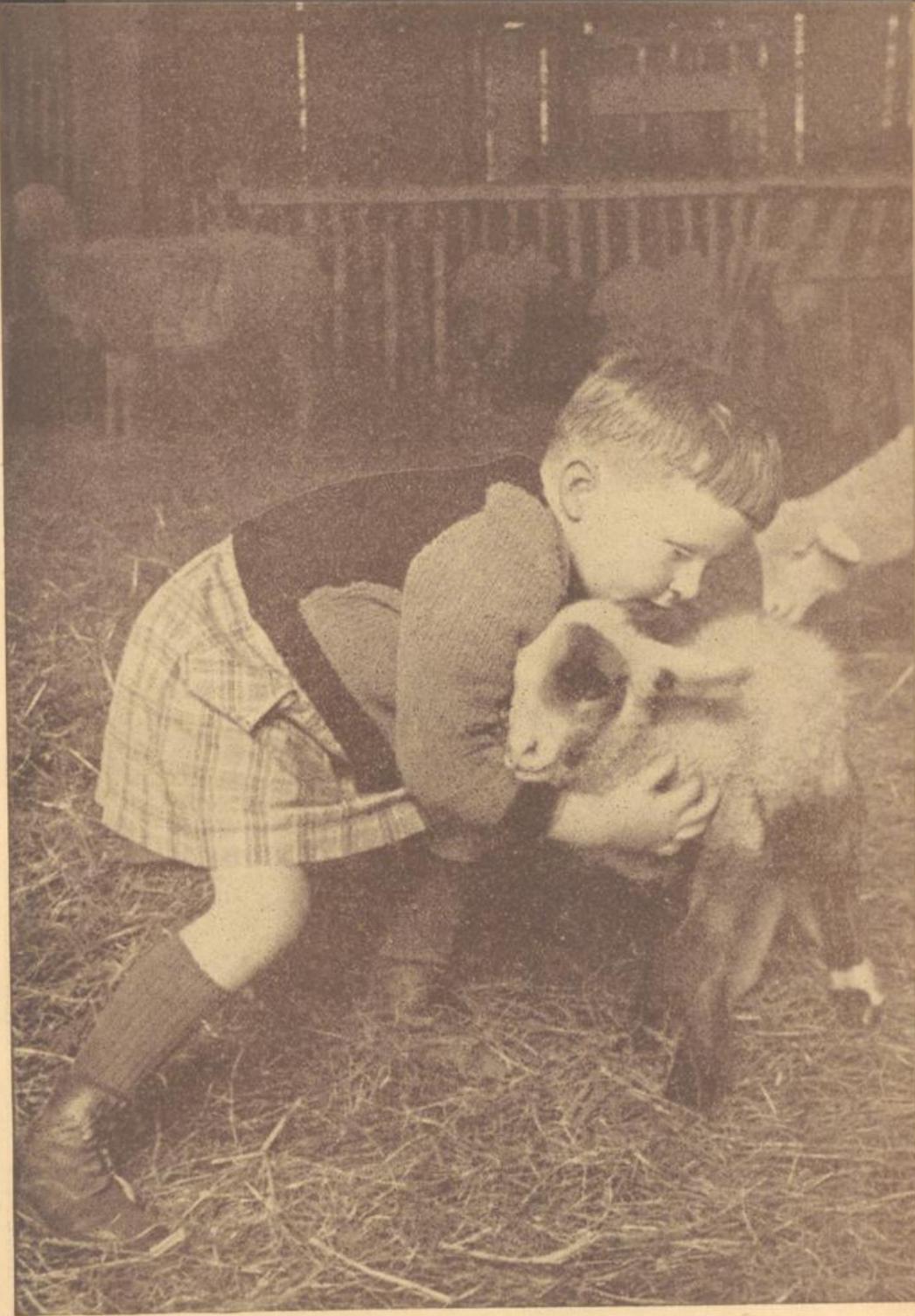
Bevor er seine Krone wieder gerade setzen konnte, kam Prinzessin Dümchen mit dem aufgespannten, unbezogenen Regenschirm gelaufen, weil die Sonne schien, und rief:

«Halt, mein teurer Vater und König, du hast den Bewerber nicht zu Ende sprechen lassen, der mit seinem Regenwasser-Cocktail den besten Geschmack verriet.»

«Ha», schrie der König und schlug sich die königliche Brust mit dem Szepter, «Gerechtigkeit vor allem, weil dies der Könige grösste Würde ist», und er bückte sich, um seine herabgerutschten Wollsocken mit Reisszwecken wieder festzuhalten.

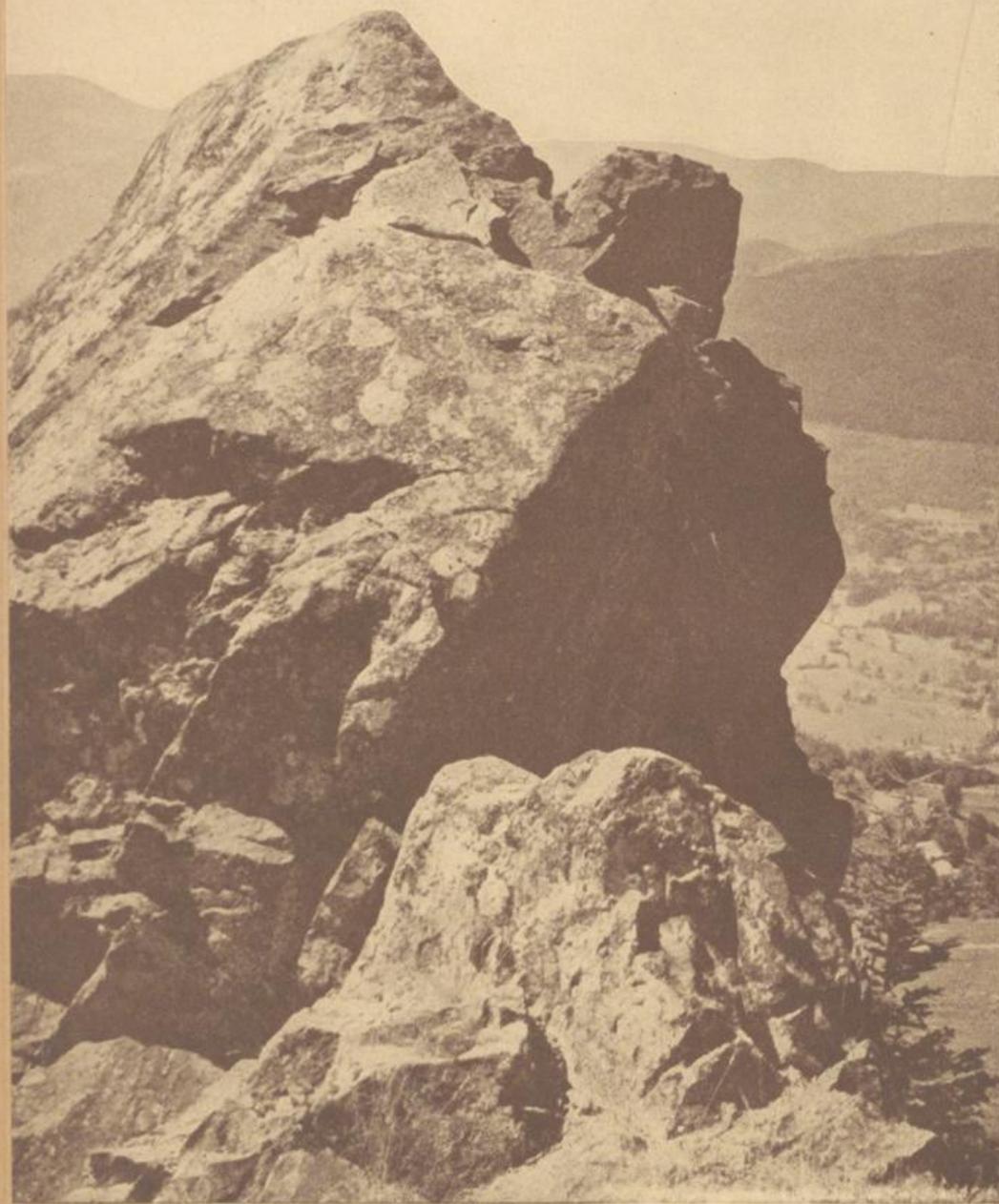
«Und was hast du vorzubringen, später Fremdling?», und er verbeugte sich vor dem Bewerber in der Art der grossen Indianerfürsten.

«Nicht zu viel und nicht zu wenig», antwortete unverfroren der junge Mann. «Da wir gerade am Verteilen sind und nicht aus der Übung kommen wollen, schlage ich vor, mir die andere Hälfte der Krone, das andere Drittel des Landes und die Gesamtheit der übrigen Prinzessin zu geben. Sie wird es bei mir nicht schlecht haben, Herr König Papa. Ja, ich verspreche heilig, ihr sogar den Regenschirm überspannen zu lassen. Ich habe gehört, dass er im Regen gute Dienste

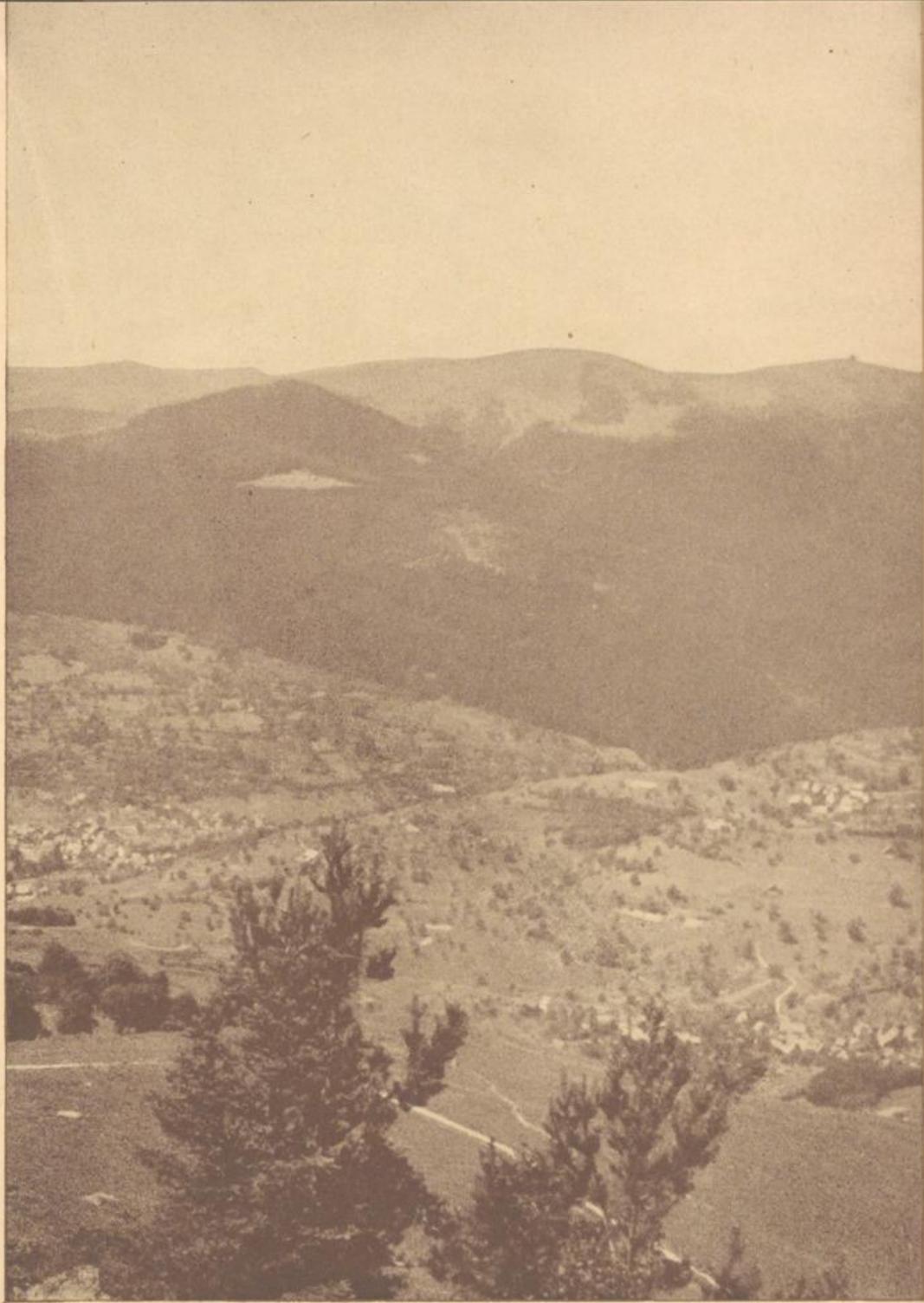


Zwei Spielkameraden

Photo F. Criqui

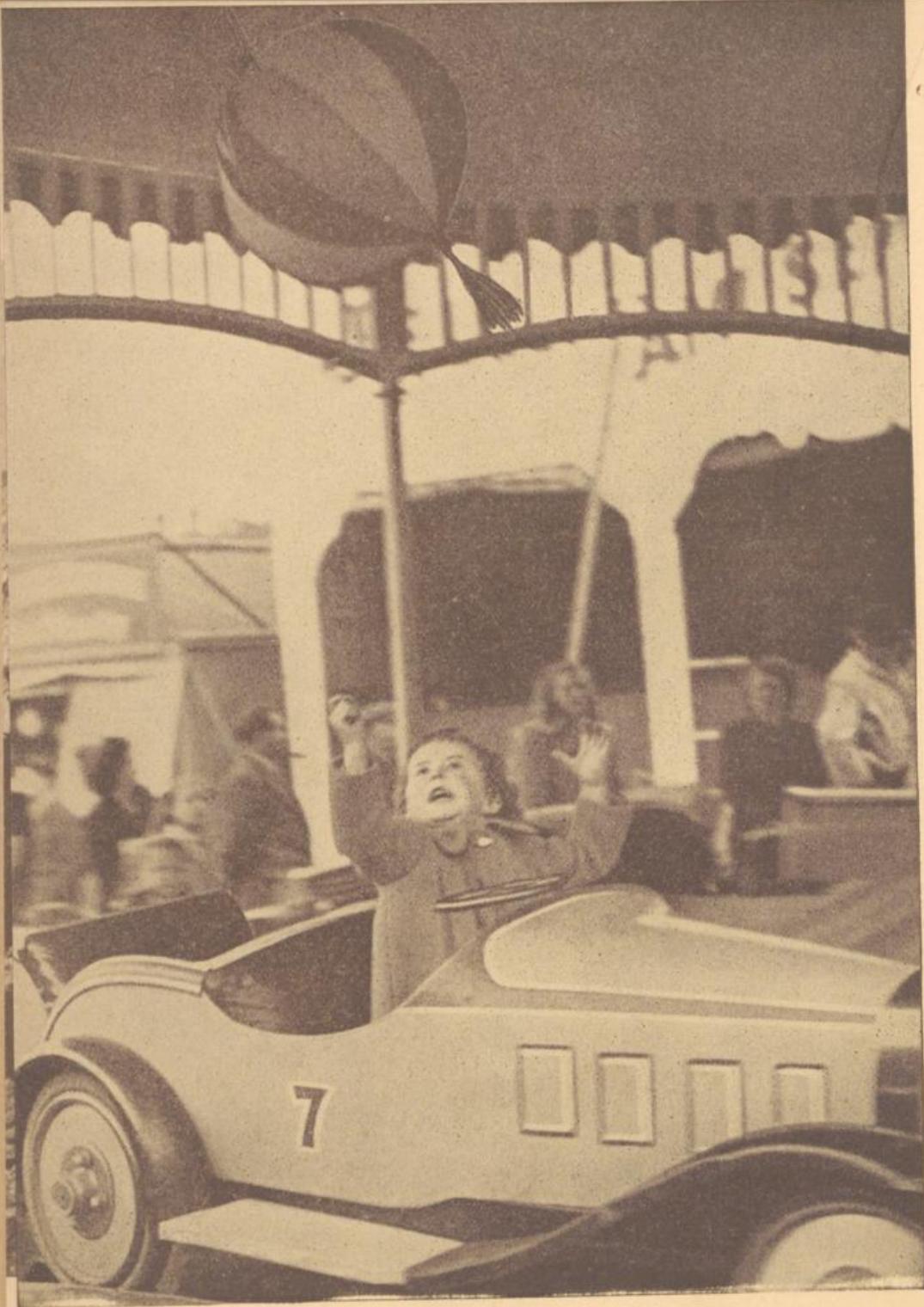


Blick ins



Soutzerertal

Photo Cloquet, Paris



Beinahe . . .

Photo F. Criqui

fun soll und ebenfalls bei lustigen Rautereien sehr nützlich sei.»

«Nein», rief begeistert der König aus, «welches sagenhafte Glück ich in der Wahl meiner Schwiegersöhne entwickelt habe! Die haben so viel Verstand, dass ich für mein ganzes Leben damit hätte auskommen können. Ja, ich hätte noch sparen können und etwas zurücklegen für die alten Tage. Macht nichts, macht nichts — König sein war auch ein grosser Spass!»

Er berief sofort seine Magister, Räte und Schatzmeister und ordnete eine sofortige Doppelhochzeit mit Doppelzeremonie an; und dann befahl er der königlichen Kapelle, aus Anlass der überaus freudigen Feierlichkeit den traurigsten Trauermarsch der Welt zu spielen. Er selber führte den endlosen Zug der Gäste an und setzte seinen grauen Zylinder auf die Krone hinauf, zum Zeichen, dass ein besonders festlicher Tag angebrochen sei.



GEISTESGEGENWART

Der Schüler eines englischen College kam aus der Kirche zurück, in der er einer Trauungszeremonie beigewohnt hatte. Zu Hause musste er den Weg durch das Speisezimmer nehmen. Als er mehrere schmackhafte Äpfel auf dem Tisch liegen sah, konnte er der Versuchung nicht widerstehen.

Da er sich nicht beobachtet glaubte, nahm er den grössten von den Äpfeln, näherte ihn dem Munde und wiederholte die in England übliche Formel, die er bei der Trauung in der Kirche gehört hatte

«Hierdurch mache ich die Ehe kund zwischen diesem Apfel und meinem Mund. Wenn jemand Einspruch dagegen erheben will, so tue er es jetzt, oder er schweige für immer!»

Die «Ehe» wurde vollzogen, aber unglücklicherweise hatte ein Lehrer heimlich der Zeremonie beigewohnt. Er sagte jedoch nichts und rief den Schüler erst am anderen Tage zu sich. Mitten im Schulzimmer erschien der Magister mit einem derben Rohrstock, um den leckerhaften Knaben kräftig zu verprügeln. Dabei begann er die Prozedur mit folgenden Worten:

«Hiermit mache ich die Ehe kund zwischen diesem Stock und diesem Hosenboden. Wenn jemand Einspruch dagegen erheben will, so tue er es jetzt, oder er schweige für immer!»

Der naschhafte Schüler erkannte sofort, wie er sich retten konnte und rief daher augenblicklich:

«Halt! Ich erhebe Einspruch!»

«Mit welcher Begründung?» fragte der Lehrer.

«Weil die Parteien nicht einverstanden sind!»

«In diesem Falle», erwiderte der Lehrer lächelnd und von dieser Geistesgegenwart entwaffnet, «müssen wir leider die Zeremonie verschieben.»

Sie wurde für immer verschoben, denn der naschhafte und geistesgegenwärtige Knabe entwickelte sich bald zu einem Musterschüler. Auch sein späteres Schicksal hat die Hoffnungen, die sein Lehrer schon damals auf ihn setzte, voll auf bestätigt. Der schlagfertige Knabe war nämlich niemand anders als der später zu Weltruh gelangte Dichter Bernhard Shaw.



In früheren Zeiten waren die Gelehrten vorsichtiger

In einem grossen Pariser Vortragssaal stellte der bekannte Naturheilkundige Gonzalès die aussergewöhnliche Kraft seines Magnetismus unter Beweis, indem er von der Bühne aus allein durch seinen Blick fünfunddreissig Personen zum Einschlafen brachte. Die Wirkung seines Experimentes war auch dann noch im Saale spürbar, als bereits ein anderer Vortragender aufgetreten war und über ein gänzlich verschiedenes Thema sprach.

Wenn Gonzalès seine Hand gegen einen dunklen Hintergrund hält, kann das Publikum deutlich das Fluidum sehen, das aus seinen Fingerspitzen ausströmt. Von einem anderen Heilpraktiker, dem erst dreissig Jahre alten André Bouchet, wird berichtet, dass er schon als Kind von zwölf Jahren eine derartige magnetische Kraft besass, dass er das elektrische Licht eines Saales zum Erlöschen zu bringen vermochte.

Sehr stark muss auch der Magnetismus jenes Oesterreichers gewesen sein, der bis zu seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode als Naturarzt am englischen Königshofe lebte. Für die Oeffentlichkeit blieb Alfred Zitzer

zeit Lebens ein Unbekannter, aber am Hofe hielt man grosse Stücke von seiner Heilkunst, denn es war ihm 1909 gelungen, den damaligen Prinzen von Wales und späteren König Georg V. von einem hartnäckigen Ischias zu befreien.

Er wurde dann, *auf Drängen der Königin Mary*, jedesmal zu Rate gezogen, wenn ein Mitglied der königlichen Familie erkrankte. Dass es auch andere Staatsoberhäupter nicht unter ihrer Würde finden, sich von einem Heilpraktiker behandeln zu lassen, wenn die gewöhnliche Medizin keinen Rat mehr weiss, dafür liegen noch zahlreiche andere Beispiele vor, wobei man nicht einmal sehr weit zu gehen braucht...

Es dürfte dies auch der Grund sein, weshalb der Kampf der französischen Naturheilkundigen um ein gesetzliches Statut starke Aussichten hat, nun endlich zum Ziele zu führen. Im ganzen Lande haben ja bereits Aufklärungsvorträge über dieses aktuelle Thema stattgefunden, wobei u. a. der bekannte und erfolgreiche Heilpraktiker Maurice Mességué *die unhaltbare Lage* seiner Kollegen schilderte. Immer

wieder geraten sie mit den Gerichten in Konflikt, obwohl sie in gewissen, von den Aerzten aufgegebenen Fällen und auch sonstwie nachweisbar nützliche Dienste erweisen können.

In seinem kürzlich erschienenen Buche «L'homme et les impondérables» («Der Mensch und die Imponderabilien») hat ein Arzt, Dr. Oudinot, zu dem Problem des Heilmagnetismus Stellung genommen. Der ausgezeichneten Analyse dieses aufsehenerregenden Werkes durch unseren Pariser Konfrater Roger Malher sei entnommen, dass Dr. Oudinot das Magnetisieren als eine durchaus brauchbare Heilmethode betrachtet.

Seine Experimente und Beobachtungen während eines Vierteljahrhunderts hätten ihm dies deutlich bewiesen. Es handle sich um ein natürliches Heilverfahren *ohne jegliche Gefahr*, das in vielen Fällen gerade dort zum Ziele führt, wo alles andere versagt hat.

Die Heilung sei keineswegs auf Suggestion zurückzuführen, denn meistens

habe ja der Kranke zuvor schon mehrere Aerzte aufgesucht, die ihn auch nicht suggestiv zu beeinflussen vermochten. Uebrigens heile man ja auch kleine Kinder durch Magnetismus, und bei ihnen könne doch von suggestiver Beeinflussung gar keine Rede sein.

Was geht nun beim Heilmagnetisieren vor sich? Nach Dr. Oudinot ist *beim kranken Menschen* die elektrische Ladung einer Gruppe von Körperzellen aus dem Gleichgewicht geraten. Und durch die überströmende Heilkraft des Magnetiseurs wird das verlorene Gleichgewicht wieder hergestellt.

Wie der Gelehrte betont, war dieses Heilverfahren schon bei den Völkern des Altertums bekannt, wie so viele andere Dinge, die heute von der modernen Wissenschaft nach und nach wiederentdeckt werden. Aber die Weisen jener vergangenen Zeit hätten bei der Verwendung ihrer Kenntnisse mehr Vorsicht walten lassen als unsere Atomwissenschaftler. Alfred DENU.



Geschichten vom weisen Kadi

Muhamed, der Dieb von Bagdad, stand vor dem weisen Kadi.

«Wir haben die Rede des Anklägers gehört», sagte der weise Kadi. «Nun, Muhamed, frage ich dich: Was hast du zu deiner Vertheidigung zu sagen?»

Muhamed katzbuckelte:

«Nicht viel, o erlauchter Weiser, nicht viel! Nur bitte ich, bei der gnädigen Urteilsfällung an den Spruch des Dichters denken zu wollen!»

«An den Spruch welchen Dichters?» runzelte der weise Kadi die Stirn.

Und Muhamed zitierte:

«Was du nicht willst, das man dir tu', das füg' auch keinem andern zu!»



Der Fleischer Ali ben Hubbub, ein drei Zentner schwerer Klumpen, war der Gewalttätigkeit angeklagt. Er hatte den Schneider Jussuff, ein

spindeldürres Männlein, krumm und lahm geschlagen.

«Dein Verbrechen ist um so schwerer», sagte der weise Kadi, «als du dich an einem viel Schwächeren vergriffen hast.»

Da säuselte der dicke Fleischer:

«Nanu! Ich dachte, vor dem Gesetz sind alle gleich, Euer Gnaden?»



Gavriel war wegen Taschendiebstahls zu einem Jahr Kerker verdonnert worden. Der Angeklagte bat ums Wort.

«Ich bitte um einen kleinen Rabatt bei der Strafe.»

«Rabatt?» fragte der Kadi. «Was heisst denn hier Rabatt?»

«Nun», sagte Gavriel, «ich komme nun schon zum vierzehntenmal in den Kerker — und man gewährt doch Stammgästen immer einen kleinen Rabatt!»



ES war während des Krieges, wo auch das erlegte Wildpret anmeldepflichtig war. Das hielt aber unsere Jäger doch nicht von ihrer Liebhaberei ab.

An einem herrlichen Junimorgen war's, als es den dicken Theo hinauf in den Wald zog, um einen Bock zu schießen, auf den er schon seit Tagen passte.

Langsam, geräuschlos kletterte er die Sprossen zum Hochsitz hinauf, die unter seinem schweren Gewicht leise knarnten und ächzten. Umständlich nahm er das Glas zur Hand und suchte das Gelände ab. Nichts zeigte sich. Die Sonne war im Aufgehen und der Tag versprach herrlich zu werden. Theos Augen suchten immer wieder das Gelände ab, aber von dem so sehnlichst erwarteten Bock zeigte sich keine Spur. Doch plötzlich hörte er es im nahen Gehölz brechen — ein Grunzen und Quietschen drang an sein Ohr und als er das Glas hob, sah er aus dem Dickicht eine Bache auf-lauchen mit sechs Frischlingen im Gefolge. Sie steuerte direkt auf den Hochsitz zu. Leise grunzend, die Jungen zur Eile antreibend, zog sie an ihm vorbei ins gegenüberliegende Gehölz.

«Schade», murmelte Theo, «bei den kargen Fleischrationen gäbe die Alte eine gute Portion ab...» doch schnell wandte er sich ab, um der Versuchung nicht zu unterliegen. Voller Ungeduld wartete er auf den Bock. Die Sonne stieg höher und die Mücken fingen an, ihn zu plagen.

Nun, ein andermal... dachte er, ist's nicht heut, so morgen. Da knackte es wieder im Gehölz, die Bache zog wieder an seinem Hochsitz vorbei — — und wieder überkam ihn die Versuchung. Er riss die Flinte hoch, doch angesichts der Jungen liess er sie wieder sinken.

«Man sollte meinen, sie foppe mich», murmelte er vor sich hin, «treibt Ulk mit mir, aber warte, kommst du mir nochmals ins Schussfeld, so musst du dran glauben — —».

Er verharrte abwartend — — aber der Bock zeigte sich nicht an diesem Morgen, und so fasste er den Entschluss, am Abend bei Dämmerung nochmals den Hochstand zu besteigen, denn nun wurde langsam die Sonne unerträglich. Da! Neues Knacken und Brechen —

blitzschnell riss er die Flinte hoch — jetzt ist's egal, was kommt, wird abgeschossen!

Die Bache trat wieder auf die Lichtung — — und Theo machte den Finger krumm — ein Knall — ein blauer Dunst — mit lautem Gequietsche stoben die sechs Frischlinge auseinander. Die Alte lag im Schweissbett, und ehe sie sich nochmals aufrichten konnte, traf sie der nächste Schuss waidwund. Theo hatte gut gezielt — still abwartend verharrte er einige Augenblicke regungslos, sein Herz klopfte zum Zerspringen. Nun, da es geschehen war, packte ihn die Reue. Ich hätte es doch nicht tun sollen — — hoffentlich hat mich niemand beobachtet.

Schwerfällig, Tritt für Tritt kletterte er vom Hochsitz. Vorsichtig, das Gewehr im Anschlag näherte er sich der Bache, die mit weitaufgerissenem Gebrech, das die spitzen Haken zeigte, vor ihm lag. Theo liess das Gewehr sinken, zog schnell sein Waidmesser und gab ihr den Fang. — — —

Der Schweiss stand ihm auf der Stirne, er kam sich wie ein Wilderer vor. Ängstlich nach allen Seiten Umschau haltend, zog er den Rock aus und machte sich daran, die Sau aufzubrechen. Behende — geschwind ging es ihm von der Hand, so dass er selbst darüber erstaunt war. Die Schwarte verbarg er in einem hohen Gestrüpp unter dem Hochsitz. Von dem Fleisch verstaute er so viel er konnte in seinem Rucksack, das andere versteckte er, um es später zu holen. Dichthaltende Abnehmer würde er zur Genüge finden, das machte ihm am wenigsten Sorge.

Ermüdet kehrte er heim, um sogleich noch einmal an den Ort seiner « ruchlosen » Tat — wie er es nannte — zurückzukehren. Er bat einen guten Freund, dem er den Sachverhalt klarlegte, mit ihm zu gehen, um so schnell wie möglich das versteckte Fleisch zu holen.

Als sie sich dem Hochstand näherten,

wo die Schwarten der Sau im Gehölz lagen, blieben sie aufhorchend stehen. Ein Rascheln — ein leises Quietschen drang aus dem Versteck — — und als sie vorsichtig nähertraten, trauten sie ihren Augen nicht, die sechs Frischlinge lagen eng an die Schwarte gedrückt bei ihr Schutz suchend. Sie liessen sich nicht einmal durch das Herannahen der Männer verscheuchen. Eng aneinander gedrückt lehnten sie leise quiekend an der Schwarte, als suchten sie das Gesäuge der Mutter.

Theo stand versteinert. Das hatte er nicht gewollt! Fast zu Tränen gerührt starrte er auf dieses Bild der sechs verlorenen Jungen, denen er die Mutter genommen hatte.

« Gott verzeihe mir diese grosse Sünde... » stöhnte er auf. — — —

Schnell — schweigend — verstauten die Zwei das Fleisch und kehrten von ihrem Waldgang zurück. Noch im Traume verfolgte Theo das Bild der sechs Frischlinge, die nun allein — unbeholfen — hungernd — der Mutter beraubt — durch den Wald zogen, leise quiekend nach der Mutter riefen.

Er wälzte sich stöhnend auf seinem Lager, sodass seine Enehälfte sich besorgt zu ihm neigte.

« Dir ist das Wildschweinfleisch auf dem Magen liegen geblieben, hättest weniger essen sollen! Willst du einen Kirsch zu dir nehmen? »

« Verschone mich! » bat er, « es ist nicht das Fleisch, es ist die Sünde — die mich drückt! » — — — — —

Sein schlechtes Gewissen liess ihm keine Ruhe. Am folgenden Tag pirschte er sich an den Holzsitz, um nach den verwaisten Frischlingen zu sehen — — sie waren verschwunden!

« Heute Abend will ich nochmals nach ihnen sehen, sonst habe ich wieder keine ruhige Nacht... » flüsterte er vor sich hin.

Und siehe da! Als er bei Dämmerung durch den Wald schritt, hörte er ein leises Quieken. Still lehnte er sich an einen Baum und liess die Bache mit ihren Jungen an sich vorüberziehen — zwölf zählte er, die im Gänsemarsch hinter der Alten herzogen — — sechs grössere und sechs kleinere — und letztere waren bei Gott die Jungen von der abgeschossenen Bache. Da fiel ihm ein Stein vom Herzen, wusste er doch nun,

dass sich die sechs mutterlosen Frischlinge dieser Bache angeschlossen hatten. Seelenvergnügt, die kleinen Schnauzen dicht über den Boden haltend, zogen sie hinter ihren Stiefgeschwistern her. — — —

Théo hätte fast einen Jauchzer ausgestossen, so froh und leicht wurde es ihm ums Herz, aber er legte einen Schwur ab, niemals mehr eine so grosse Sünde zu begehen! Elfe SCHLIEF.



Für die Hausfrau

Punschkränzchen

Teig: 250 gr. Weizenmehl, 3 gr. (1 gestrichener Teelöffel) Dr. Oetker Backpulver «BACKIN», 125 gr. feiner Zucker, 3 Tropfen Dr. Oetker Backaroma Zitronengeschmack, etwas Rum, 1 Ei, 125 gr. Butter oder Margarine, 125 gr. Mandeln oder Haselnüsse.

Zum Bestreichen: (nach Belieben) 1 Ei.

Guss: 100 gr. Puderzucker, etwas Rum, 1–2 Esslöffel heisses Wasser.

Mehl und «Backin» werden gemischt und auf ein Backbrett gesiebt. In die Mitte wird eine Vertiefung eingedrückt, Zucker, Gewürze und Ei werden hineingegeben und mit einem Teil des Mehls zu einem dicken Brei verarbeitet. Darauf gibt man das in Stücke geschnittene kalte Fett und die mit der Schale gemahlene Mandeln (Erdnüsse), bedeckt sie mit Mehl, drückt alles zu einem Kloss zusammen und verknetet von der Mitte aus alle Zutaten schnell zu einem glatten Teig. Sollte er kleben, stellt man ihn eine Zeitlang kalt. Der Teig wird zu kleinfingerdicken Röllchen geformt. Diese werden zu Kränzen zusammengelegt, evtl. mit verquirltem Ei bestrichen, auf ein Backblech gelegt und goldgelb gebacken.

Backzeit: Etwa 10 Minuten bei starker Hitze.

Für den Guss wird der gesiebte Puderzucker mit dem Rum und so viel heissem Wasser angerührt, dass eine dickflüssige Masse entsteht. Man bestreicht die erkalteten Kränzchen damit.

Schinkenhörnchen (Quarkblätterteig)

Teig: 250 gr. Weizenmehl, 9 gr. (3 gestrichene Teelöffel) Dr. Oetker Backpulver «BACKIN», 250 gr. trockener Quark, 150–200 gr. Butter oder Margarine, etwas Salz.

Mehl und «BACKIN» werden gemischt und auf ein Backbrett gesiebt. In die Mitte wird eine Vertiefung eingedrückt, der durch ein Sieb gestrichene Quark und das in Stücke geschnittene, kalte Fett werden hineingegeben. Man bedeckt das Fett mit Mehl, drückt alles zu einem Kloss zusammen und verknetet von der Mitte aus alle Zutaten schnell zu einem glatten Teig. Er wird etwa ½ cm. dick ausgerollt, mehrfach übereinander geschlagen und wieder ausgerollt. Das Uebereinanderschlagen und das Ausrollen werden noch ein- bis zweimal wiederholt, danach stellt man ihn eine Zeitlang kalt (am besten über Nacht).

Füllung: 125 gr. roher oder gekochter Schinken.

Zum Bestreichen: 1 Eigelb.

Man rollt den Teig dünn aus und rädert Platten in der Grösse eines Springformbodens oder eines flachen Estellers daraus. Die Platten werden viermal durchgeschnitten und zwar so, dass zunächst Hälften, dann Viertel und dann Achtel entstehen. Die Achtel werden an den zur Mitte hin liegenden Spitzen mit verquirltem Eigelb bestrichen, zur kürzeren Seite hin mit etwas in Würfel geschnittenem Schinken belegt, von dieser Seite her aufgerollt und zu Hörnchen geformt. Man bestreicht die Hörnchen mit Eigelb und legt sie auf ein kalt abgespültes Backblech.

Backzeit: Etwa 20 Minuten bei starker Hitze.

Wörter und ihre Schicksale

Eine sprachliche Plauderei von Théodore Rieger

Die Etymologie kann sich wohl kaum rühmen, allgemeines Interesse zu erwecken. Schreckt doch schon das oberflächliche Durchblättern eines Fachwerkes oft endgültig ab. Man klappt das Buch für immer zu, es sei denn, dass zufällig eines jener Wörter ins Auge fällt, die eine besondere Geschichte haben, die eines Tages als in Gattungsnamen umgebildete Eigennamen in den Wortschatz aufgenommen worden sind. Wörter, die man tagtäglich verwendet, treten aus nichtssagender Anonymität heraus und zaubern jetzt ein Stück farbiger Geschichte hervor. Zu Hunderten durchsetzen sie den Wortschatz. Hiervon sei eine kleine Auslese gegeben, die beweisen soll, dass es in den zweifellos trockenen Bänden über Wortlehre manch eine köstliche Fussnote zu entdecken gibt. Um eine gewisse Hierarchie zu wahren, führen die folgenden Beispiele von der Gastronomie zur Astronomie, von der Kartoffelsuppe zu Jupiter.

Antoine-Augustin Parmentier war es, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts den Kartoffelanbau in Frankreich stark förderte. Und ihm zu Ehren spricht man heute noch im Menükarten-Stil von Parmentiersuppe, die sich indessen bei näherer Bekanntschaft als vulgäre Kartoffelsuppe entpuppt.

Ein geradezu klassisches Beispiel unverdienten Ruhms gibt die Geschichte der *Praline*. Es war tatsächlich nicht der französische Marschall César de Choiseul, Graf du Plessis-Praslin, der diese Leckerei erfand, sondern sein Koch, der für seinen Herrn und Feinschmecker allerlei Versuche unternahm.

Dass sich auch Heinrich Heine ab und zu für Wortforschung erwärmen konnte, beweist nachstehender Satz aus den « Reisebildern ». In der « Krone » zu Klausthal bekam er « eine Art geräucherter Heringe, die Bückinge heissen, nach dem Namen ihres Erfinders, Wilhelm Bücking, der 1447 gestorben, und um jener Erfindung willen von Karl V. so verehrt wurde, dass derselbe anno 1556 von Middelburg nach Bievlied in Seeland reiste, bloss um dort das Grab dieses grossen Mannes zu sehen ». Diese herrliche Anekdote scheint aber nun gar nicht zu stimmen, denn in neuen Fachabhandlungen will man das Wort « Bücking » mit dem mittelniederländischen « bocksharink » in Verbindung bringen.

Graf von Sandwich, ein englischer Admiral des 18. Jahrhunderts, huldigte derart dem Spiele, dass er anscheinend keine Zeit mehr fand, richtig und standesgemäss zu dinieren. Ass er doch während des Spieles belegte Brötchen, die ihm erlaubten, die Essenszeit einzusparen. Und so erklärt sich die allbekannte Benennung obiger Speise.

Zugegeben, dass das Eigenschaftswort « isabellfarben » recht selten verwendet wird. Aber es wirkt doch gewiss fein und distinguirt. Die Geschichte seiner Entstehung dürfte jedoch seinen poetischen Glanz etwas trüben. Als nämlich Erzherzog Albert von Oesterreich Ostende belagerte, gelobte seine Gemahlin, Isabella von Oesterreich, ihr Gewand erst beim Fall der Stadt abzulegen. Da nun diese Belagerung 3 Jahre lang dauerte, nahm das betreffende Kleidungsstück eine gelblich-bräunlich-weiße Färbung an, die seither eben Isabellfarbe genannt wird.



Zusammengesetzte Wörter oder Wortgruppen sind natürlich ungleich leichter zu deuten. Verwendet man Ausdrücke wie Achillesferse, Argusaugen oder Augiasstall, so stellt sich weiter keine etymologische Frage. Zu den ergötzlichsten Wortgruppen, die jemals geprägt wurden, gehören fraglos die *Potemkinschen Dörfer*. Gregor Alexandrowitsch Potemkin, ein Günstling Katharinas II., soll im Jahre 1787 die Kaiserin auf einer Reise durch Südrussland an kullissenartigen Dörfern vorübergeführt haben, um ihr einen blühenden Zustand der Steppen vorzutäuschen. Potemkinsche Dörfer sind also nichts anderes als Trugbilder.

Weit mehr als sonst gelangen in der Etymologie zweitrangige Persönlichkeiten zu allgemeinem Bekanntheit. Allerdings handelt es sich hier um einen recht fragwürdigen Ruhm, denn das Wissen um den Ursprung der Wörter geht ja sehr rasch verloren. Wie rührend ist es jedoch, hinter den prächtig-zarten Dahlien den schwedischen Botaniker Dahl zu erblicken! Und wie würzig erscheint doch der Schweizer Suppenwürfel-König Julius Maggi in unserer Vorstellung. Wie merkwürdig klingt es aber, dass der englische General Shrapnel über 80 Jahre alt wurde! Dass indessen das Wort Mausoleum wirklich nichts mit Nagetieren zu tun hat, sondern den herrlichen Grabbau des Königs Mausolos verewigt, das hätte man bestimmt nicht

erwartet. Noch viel weniger, dass der Begriff «Bareme» aus dem Namen des französischen Mathematikers Bertrand-François Barrême entstanden ist. Dem Sprachästheten könnte schier das Herz brechen bei der Begegnung eines Saxophons; besteht doch dieses Wortungeheuer aus einem barbarischen Stamm — das heisst aus dem Erfindernamen Sax — und einer griechischen Endung. Dabei stammt der Ausdruck «Akademiker» auch nicht aus bester Kinderstube. Es wurde nämlich festgestellt, dass der Platz in Athen, wo Plato lehrte, nach einem Helden Akademos benannt war. Ob nun dieser Akademos auch auf geistigem Gebiete ein Heroe war, bleibt dahingestellt. Weniger blendend ist der Glorienschein, der um Alexis Godillot schwebt, den Erfinder eines gleichnamigen Soldatenschuhes. Das Wort «godillot» wurde mit der Zeit in das ebenso hässliche wie treffliche «godasse» umgemodelt.

Dass ein Schmähwort vielleicht das Allerschönste bezeichnet, was das Mittelalter geschaffen, nämlich die gotische Kunst, dies hat schon manchen Kenner zum Kopfschütteln gebracht. Die Sache ist die, dass die Italiener, wohl in Erinnerung an die Völkerwanderung, den Begriff «Gotisch» mit dem Begriff «Barbarisch» gleichsetzten. Da die neuen Kunstformen ausserhalb Italiens gezeugt wurden, so bekamen sie die obige Bezeichnung. Unter dem Einfluss Italiens wurde die gotische Kunst später auch im Mutterland Frankreich sowie in Deutschland zum Gespött der guten Gesellschaft. Der junge Goethe, als er das



Strassburger Münster gesehen, schreibt hierzu: « Unter die Rubrik « Gotisch » häufte ich alle synonymischen Missverständnisse, die mir vom Unbestimmten, Unnatürlichen, Zusammengestoppelten, Aufgeflickten, Überladenen jemals durch den Kopf gezogen waren ». Er war es, der, unter dem Einfluss des Münsterbau-meisters Götz, als einer der ersten den tiefen Wert der Gotik erkannte.

Bei der Besichtigung von Kunstwerken wird man wohl überall von sich anbietenden Fremdenführern oder *Ciceroni* umschwirrt. Mit Cicero selbst haben sie allerdings lediglich die Redseligkeit gemein. Was aber Wahrhaftigkeit und Sprachkunst anbelangt, so stehen sie eher im Kontrast mit dem grossen römischen Redner. Auch ein Schriftgrad trägt den Namen Ciceros. Diesmal aber weil die erste Ausgabe (1458) seiner Werke mit solchen Leitern gedruckt wurde.

Die alten Göttersagen leben in unserem Wortschatz in weit grösserem Umfange fort, als man gewöhnlich annimmt. Wer vermutete beispielsweise hinter dem schönen Zeitwort « lodern » den altnordischen Feuergott Lodur? Oder wer wusste um die Verwandtschaft der nordischen Frühlingsgöttin Ostara mit Ostern? « Jovial » heisst eigentlich dem Jupiter eigen, und ein jovialer Herr gewinnt jetzt bestimmt an Prestige! Allen Kreuzworträtsellösern ist *Helios*, der griechische Sonnengott, bestens bekannt. Was hat nun das Helium, ein Edelgas, mit der Sonne zu tun? Des Rätsels Lösung bringt die Feststellung, dass das Helium zuerst in der Umgebung der Sonne beobachtet wurde, bevor man es auf der Erde nachweisen konnte. Das zur Herstellung von Uhrfedern dienende Metall *Tantal* wurde in Erinnerung an Tantalus getauft, da sein Oxyd sich nicht in Säuren auflösen kann. Der nordische Gott *Zius* begegnet uns jede Woche am Dienstag, denn Dienstag ist entstellt aus *Ziustag*.

*
**

Neben diesen auf Eigennamen zurückzuführenden Wörtern gibt es zahlreiche andere Bezeichnungen, die eine anziehende Geschichte aufweisen. Das Wort *Kapelle* kommt vom lateinischen « *capella* », das heisst Mäntelchen. Den Bedeutungswandel erklärt man sich ungefähr so: zunächst war die Kapelle das Behältnis, worin man den Mantel des heiligen Martin von Tours aufbewahrte; dann war die Kapelle das Gelass, wo sich das Behältnis befand; später war die Kapelle eine Reliquienräumlichkeit; zuletzt war und ist eine Kapelle jede kleinere Kirche oder jeder Seitenraum einer grösseren Kirche.



Ein jeder kennt *Rübezahl*, den Berggeist des Riesengebirges. *Rübezahl* heisst eigentlich *Rübenzagel* oder *Rübenschwanz*. Dies war ursprünglich der Scheltnamen des Schachtelhalm. Dieses Unkraut wächst zwischen Rüben und hat auch deren Aussehen. Hat aber die Rübe eine fleischige Pfahlwurzel, so besitzt der Schachtelhalm nur einen mageren Schwanz. Da nun diese Pflanze auf fründigen Stellen gedeiht, so galt sie als Liebling des Berggeistes. Sie wurde sein Kennzeichen und schliesslich sein Name.

*
**

An weiteren Beispielen würde es gewiss nicht mangeln. Es bereitet jedoch ungleich mehr Genugtuung, wenn man selbst ein Fachbuch in die Hand nimmt, darin blättert und hie und da eine überraschende Ableitung entdeckt, die vielleicht... noch niemand gesehen hat.

Elsässer Schädel

ÜBER das Thema « Têtes d'Alsace » ist schon sehr viel geschrieben worden. Ich möchte nun heute etwas über « Elsässer Schädel » schreiben, was man vielleicht am besten mit « Crânes d'Alsace » übersetzen würde (oder wohl noch besser mit : « Crânes alsaciens »).

Dem Alter gebührt die Ehre. Im Colmarer Museum liegt ein Schädel, der allgemein als ältester Elsässer Schädel angesehen wird. Er wurde bei Egisheim im Ober-Elsass gefunden und die Gelehrten haben herausgerechnet, dass er in einen Zeitraum zurückreicht, der mehrere zehntausend Jahre zurückliegt, in eine Periode, die « Eis- oder Diluvialzeit » genannt wird, wo die Vogesen mit ewigem Eis und Schnee bedeckt waren und wo merkwürdige, zum Teil längst ausgestorbene Tiere hierzuland hausten. Mammut, Rhinoceros, Höhlenbär, Rennthier, Wildpferd, Urstier usw.

Es ist eigentlich kein ganzer Schädel, den man da gefunden hat, sondern nur ein Schädeldach, eine Schädeldecke, und dieses Ueberbleibsel hat eine etwas andere Gestalt als die entsprechende Kopfform der heutzutage lebenden Menschen. Nicht als ob alle heute lebenden Menschen die gleiche Kopfdecke aufzuweisen hätten : Bewahre ! Aber die Schädel der gegenwärtigen Menschheit sind, trotz aller Unterschiede, einander ähnlich, stehen aber in Gegensatz zu dem erwähnten Ur-Schädel.

Dass man ihn just bei Egisheim gefunden hat, ist natürlich noch kein Beweis dafür, dass es nur dort solche Schädel gab. Man hat sogar festgestellt, dass in der Dordogne (also in einer Gegend, die vielen Elsässern aus dem « Evakuierungs-

jahr » 1939 nur allzu bekannt ist) in vor-sündflutlicher Periode der gleiche Menschenschlag gelebt haben muss, da man dort diesbezügliche Schädel in erheblichem Masse gefunden hat. Ob diese Schädelträger aber damals aus der Dordogne ins Elsass gekommen sind, oder umgekehrt, das weiss niemand mit Bestimmtheit. Machen wir uns also keine Sorgen deswegen, sondern stellen wir lediglich fest, dass es Leute mit äusserst einfacher, primitiver Lebensweise waren, wovon wir uns heute kaum mehr einen Begriff zu machen vermögen. Wandernde Jäger, die noch keine Hütten errichteten, sondern in Höhlen kampierten, keine Werkzeuge und Tongefässe herzustellen vermochten, lediglich Holzknüppel oder rohe Steine in Faustform als Waffen verwandten und Beeren und Wurzeln als Zukost genossen.

Sie hatten harte Schädel und diese Eigenschaft ist auch durchweg den späteren im Elsass festgestellten Einwohnern verblieben. Wenn wir etwas ausführlich über sie berichteten, so geschah dies, weil sie die ältesten waren. Bei ihren Nachfolgern werden wir etwas kürzer verweilen.

Ihre Nachfolger hatten Schädel, die schon weit mehr den unsrigen glichen, in bezug auf die anatomische Form des Schädeldaches. Aehnliche Europäer will man an der mittleren Donau gefunden haben. Aber wir glauben nicht, dass die Abwanderung der einen und die Zuwanderung der anderen sich so etwa innerhalb 24 Stunden vollzogen habe (derartige Kunststücke hat erst die « moderne Kultur » mit ihren Massenverschiebungen fertiggebracht) ; wahrscheinlicher ist



dass Vermischungen und Rassenkreuzungen stattfanden. Daher kommt es wohl auch, dass hie und da sogenannte Langschädel abwechselnd mit Rundschildeln gefunden wurden, bezüglich der Länge und Breite, aber die Dicke hat nur wenig variiert, sodass man bei den einen wie bei den anderen ruhig von « Dick-schildeln » sprechen kann.

Wir wollen unsere Leser mit hochgelehrten wissenschaftlichen Namen verschonen, und nicht von paläolithischen oder neolithischen, bandkeramischen oder stichkeramischen Elsässer Schädeln reden, sondern uns damit begnügen, zu betonen, dass die Gehirne in den benanntesten Schädeln sich bereits mit Ackerbau und Viehzucht zu befassen verstanden. Man trank aus Irdengeschirren, — wahrscheinlich Wasser — was uns heutzutage besonders für die erwähnte Egisheimer Gegend ganz unglaublich anmutet.

Ein solcher Zustand konnte nicht ewig dauern, und es trat denn auch eine gründliche Aenderung ein, als eines Tages, kurz vor Christi Geburt, ein hochzivilisiertes Volk, nämlich die Römer, im Elsass ihren Einzug hielten. Freilich, vor

ihnen waren schon Kelten da, und Germanen waren auch schon über den Rhein herübergerutscht, — aber all diese Leute tranken ein Gemisch, das man eventuell mit minderwertigem Bier vergleichen könnte, — nun aber brachten die Römer den Weinbau aus Italien mit!

Was das alles mit den Elsässer Schädeln zu tun hat? fragen Sie mich. Nun, der Wein übte natürlich nicht gleich auf die knöchernen Schädelform einen Einfluss aus, wohl aber auf die Gehirne innerhalb dieser Schädel. Und dies ohne Rücksicht darauf, ob er es mit (romantischen) Rundschildeln oder mit (germanischen) Langschildeln zu tun hatte. Er « amalgamierte » alle diese Dickschildeln, sobald sie einmal dauernd hiezulande heimisch geworden waren. Und sie wurden schnell heimisch. Das dauerte lange Jahrhunderte hindurch, immer nach dem gleichen Rezept, das später der geniale Sebastian Münster folgendermassen beschrieb: « Es laufen viel Leut herein aus allen Landen, besonders aus Schwaben, und wenn sie drinnen sind, wollen sie nicht mehr hinaus »...

Leider hat sich dieser Ausgleich zwischen den « Ansässigen » und den « Hergeloffenen » nicht immer friedlich abgepielt, wie's an und für sich, im Wesen des edlen elsässischen Rebensaftes gelegen hätte. Dass es so schwierig war, lag eben an den Dickschildeln aller Kategorien. Und da ergibt sich etwas sehr Merkwürdiges: Wer ein wenig die Geschichte unseres Landes studiert, der kommt bald zu dem Resultat, dass es eigentlich sehr schwierig — wenn nicht ganz unmöglich — ist, auch nur für ganz wenig Generationen ein- und derselben Familie die « Eingessessenheit » festzustellen. Aber eins ist klar: im Familienkreis hat in wenig Menschenaltern immer wieder eine rasche und solide « Eingemeindung » stattgefunden. Und wenn der Grossvater und die Grossmutter von irgendwoher ins Elsass eingewandert waren (und Gott weiss, dass sie von allen Himmelsrich-

tungen her ständig eingewandert sind), so legen schon ihre Enkel grössten Wert darauf, « eingessene » Elsässer zu sein, und weshalb wären sie es nicht? Sobald sie den traditionellen altelsässer Weindickschädel erworben haben, sind sie zweifellos « güet von hie » in alle Ewigkeit. Amen.

Ob Lang- oder Rundschädel spielt dann nicht mehr die geringste Rolle.

Nun noch eine praktische Folgerung: Alles deutet darauf hin, dass unser Elsass durch das Schicksal heute an einen Wendepunkt seiner Geschichte gesteuert ist, mit der Aufgabe, eine europäische Mission zu erfüllen.

In Strasbourg sitzt der *Europarat*. Da tagen hochwichtige Persönlichkeiten aus allen zivilisierten Staaten und fragen sich, wie man's machen soll, um sich zu verständigen, um « ein Herz und eine Seele » zu werden. Nicht von ungefähr ist die Hauptstadt des Elsass (trotz vieler und mächtiger Konkurrenten) als Zentrale der ganzen Bewegung erkoren worden. Instinktiv hat man sich gesagt: Mit schönen Redensarten wird sich die Einigung Europas (und besonders die Einigung Frankreichs und Deutschlands, die notwendigste Voraussetzung) nicht verwirklichen lassen. Da muss eine Tat geschehen!

Und diese Tat können nur unsere Elsässer Dickschädel fertigbringen.

Eine symptomatische Anekdote, die den Vorzug der Wirklichkeit besitzt: Ein ausländischer Diplomat stellte an einen alten Elsässer die Frage, ob das Elsass tatsächlich den Frieden zwischen Frankreich und Deutschland wolle. Der Elsässer erwiderte ihm: « Gehen Sie in irgend eine elsässische Wirtschaft und erklären Sie laut auf deutsch oder französisch, dass die Elsässer keinen Frieden zwischen Frankreich und Deutschland wollen. Versuchen Sie das Experiment! »

Ob er's versucht hat, wissen wir nicht. Jedenfalls ist er nicht zurückgekommen! Und das ist erst recht symptomatisch!

In vino veritas! Wie wär's, wenn der Europarat einen erfahrenen Elsässer *Gastwirt* zum Präsidenten erwählen würde, der seine « aus allen Himmelsrichtungen herbeigelaufene » Kundschaft zu bedienen weiss, einen alten Elsässer Dickschädel, der keinem erlauben würde, das « Lokal » zu verlassen, bevor er « restlos » auf die *Einigung Europas* unsere sämtlichen Elsässer Edelweine versucht hätte?

Keiner käme von der Parade, ohne ein echter Elsässer Dickschädel und überzeugter *Einheits-Europäer* geworden zu sein!

Das erstrebenswerte Ziel — quod erat demonstrandum!

AETY.



IN VINO VERITAS

Eine Novelle von Mariette HUBBERT

VATER Schirmer, der alte Strassenwärter eines elsässischen Weindorfes, unterbrach seine Arbeit, wischte sich mit dem Handrücken den Schweiss von der Stirne, nahm seine schwarzgebrannte, erloschene Pfeife aus dem Mund und spuckte in weitem Bogen vor sich hin. Dann stand er sinnend da, und blickte über den grünen Rebhügel hinaus. Er bemerkte nicht, wie ein Mann in den vierziger Jahren, ärmlich gekleidet, von müdem Aussehen, bleichen Zügen und verbittertem Aussehen, neben ihn hin trat. Erst als Vater Schirmer eine Stimme vernahm, schreckte er zusammen.

«Guten Morgen, Herr!» sprach der Fremde.

«Kennt Ihr im Dorfe den Vater Renard?»

«Renard?» entgegnete der Strassenwärter.

«Es gibt zwei Renard im Dorfe. Welchen meint Ihr? Den, der anno 1917 seinen Sohn im Kriege verlor, oder...»

«Ja, Herr, den meine ich. Lebt er noch und wie geht es ihm? Und die Mutter, wie...?»

Beinahe ängstlich und zaghaft waren diese Worte hervorgestossen. Vater Schirmer sah den Fremden erstaunt an, dann fragte er ihn:

«Ihr seid wohl schon lange nicht mehr in dieser Gegend gewesen? Ich kenne Euch mindestens nicht.»

«Zwanzig Jahre sind es her... Doch sagt mir Bescheid.»

«Ach, ja, Vater Renard lebt und ist gesund. Auch Mutter Renard. Der Tod des einzigen Sohnes hat die guten Alten schwer getroffen. Ihr kommt wohl weit her?»

«Ich danke Euch für die Auskünfte», sagte der Fremde und ging weiter. Der Strassenwärter sah ihm erstaunt nach und rief schliesslich noch:

«Geht immer geradeaus, beim Pfarrhaus dann linker Hand. Dort wohnen die Alten.»

Das Ehepaar Renard sass unter der schattigen Laube im kleinen, hübschen Garten hinter dem schmucken Häuschen, das ihr Eigentum war. Vater Renard rauchte schweigend eine Zigarette und sah zu, wie die flinken Finger seiner Frau die Stricknadeln beameisterten. Ringsumher herrschte tiefer Frieden, und die Blumenpracht des Gartens bot dazu ein wunderbares Bild. Eine fremde Stimme hinter den alten Leuten fragte leise:

«Vater Renard?»

Dieser drehte sich um und sah einen wenig Vertrauen erweckenden Menschen vor sich, der eine regenverwaschene Mütze verlegen in den Händen hielt.

«Das bin ich selber», sprach der alte Mann, indem er sich erhob.

«Was ist Euer Begehren?»

«Der Fremde sah ihn errötend an und heftete seinen Blick auf Mutter Renard, die interessiert zu ihm aufblickte.

«Ich komme im Auftrag ihres Sohnes», sagte er leise und senkte dabei das Haupt. Die beiden Alten sahen erst ihn, dann sich zweifelnd an, und in ihren Augen war Misstrauen zu lesen.

«Heilige Mutter Gottes!» schrie die alte Mutter auf, und Vater Renard, auf den Mann zutretend, sprach:

«Im Auftrage meines Sohnes? Das ist doch unmöglich, er ist anno 1917 drüben in Russland gefallen. Hätte er gelebt, würde er uns schon lange geschrieben haben. Treibt keinen Spass mit uns, Mann, und versucht nicht, uns zu betrügen. Zwanzig Jahre ist eine lange Zeit, eines ist sicher, so lange hätte unser Noël uns nicht warten lassen.

Der Fremde starrte vor sich hin und flüsterte für sich: «Zwanzig Jahre ist eine lange Zeit.» Laut und fest entgegnete er dann:

«Ich aber sage Euch, Noël lebt. Ich komme von ihm.»

Nicht nur Zweifel, sondern Misstrauen las er aber in den Augen der Ehegatten, und grosses Mitleid überkam ihn dabei.

«Noël war mein bester Freund, und wir kamen miteinander in den Pripjet-sümpfen in Gefangenschaft. Es war am 3. März 1917. Man brachte uns weit fort in Eisenbahnwerke, wo wir niemals erfahren konnten, dass der Krieg beendet war. Man hielt uns dort als Arbeiter, und wir hörten und sahen nichts von der Aussenwelt, bis vor kurzem endlich der Weg aus dieser Gefangenschaft sich uns öffnete. Wir entflohen und es gelang uns, nach langer Irrfahrt durch viele Länder, endlich die Grenze zu überschreiten. Noël ist müde und kränklich und wird in der Schweiz gepflegt. Mich, der ich die Strapazen besser ertragen konnte, hat er vorausgeschickt, um Euch auf sein Kommen vorzubereiten.»

Während Vater Renard den Sprechenden ungläubig anstarrte, rief

seine Frau händeringend aus: «Mein Gott, wenn ihm nur nichts Schlimmes passiert ist!» Da trat der Fremde plötzlich vor sie hin, und die Arme ihnen entgegenstreckend, sagte er mit tränenerstickter Stimme: «Vater, Mutter! Habt Ihr mich denn immer noch nicht erkannt? Ich bin es doch, Euer Sohn Noël.»

Da wollte die Mutter sich in die geöffneten Arme stürzen, doch Vater Renard hielt sie zurück. Beinahe drohend und feindlich klangen seine Worte:

«Halt, Mélie. Der Mann sagt vielleicht die Wahrheit, aber kann er es beweisen? Erkennst du ihn wirklich? sieh ihn doch näher an.»

In den Augen des Fremden stiegen nun die Tränen auf. Leidenschaftlich stiess er hervor:

«Aber ich habe Euch sofort erkannt, meine lieben Eltern. Trotz der langen zwanzig Jahre seid ihr mir teuer geblieben. Weiss doch Gott allein, was ich gelitten habe. Täglich habe ich an Euch gedacht und zum lieben Gott gebetet, dass er mich wieder heim ins Elsass und in Eure teuren Arme führen soll. In schlaflosen Nächten habe ich geweint... und jetzt... Sieh, Vater, ich kenne noch gut jeden Winkel des Dorfes. Dort, auf dem Kirchturm hausten früher die Störche. Ich kenne noch die Namen unserer Weinberge: «La Hautaine», «Le grand Fahy», «La Préférée», dort, wo unser bester Wein wuchs, der wunderbare Pinot.»

«La Préférée» habe ich schon längst verkauft», unterbrach ihn Vater Renard und hinderte dadurch seine Frau am Sprechen.

«Unser Haus wurde damals im Kriege zerstört, und wir liessen uns ein neues bauen. Gut, sagt mir, Mann, wo stand das Haus und wie sah es aus?»

Der Fremde war empört über den hartnäckigen Eigensinn, doch blieb

er äusserlich ruhig und gab dem Vater genaue Auskunft. Er schilderte eingehend die Lage und Einteilung des alten Elternhauses, wo er geboren, wo er die Kindheit froh und glücklich erlebt hatte. Er schilderte genau die Möbel und wie sie in den Zimmern standen, wo und wie die Bäume im Garten verteilt, wie die Blumenbeete gewesen und das Gemüse gezogen wurde.

«Siehst du, Clément?» rief die gute Mutter aus.

«Es ist so, wie er sagt! Es ist unser Sohn Noël.»

«Gut!» entgegnete der eigensinnige Alte.

«Es ist wohl alles so gewesen, wie er sagt. Aber da er ein Freund unseres Sohnes ist, wie er anfangs sagte, so kann Noël ihm ja dies alles erzählt haben. Doch abwarten. Kommt, guter Mann, gehen wir ins Haus, und meine Frau wird uns zu essen geben, denn mich hungert. Kommt nur ruhig mit. Ihr wollt doch etwa nicht draussen bleiben?»

Noël blickte traurig und niedergeschlagen um sich. Er erkannte wohl sofort die lieben, alten Gegenstände im Esszimmer. Dort, da, elssässische Geschirr und in der Ecke das Spinnrad, woran die Mutter oft lange Stunden am Abend gesponnen. Er erkannte den Schlag der grossen Standuhr. Auf dem Buffet sah er sein Bild als Erstkommunikant, umrahmt von einer Trauerschleife. Die frommen Hände der Mutter hatten weisse Lilien davor gestellt. Er fühlte sein armes Herz heftiger pochen. Seit vielen Jahren hatte er auf diese Stunde des Wiedersehens gewartet, und nun stand er vor den Eltern wie ein Wildfremder. Was in seiner Seele vorging, konnte ja kein Mensch wissen. Ihm war so weh zumute, und schon fasste er den Entschluss, wieder hinaus zu gehen in die weite Welt, um zu vergessen. Doch sein Vater trieb das grausame Spiel



weiter. Immer und immer wieder stellte er verfängliche Fragen an den vermeintlichen Fremden. Sein Misstrauen schien unbezähmbar. Nach dem Essen ging Vater Renard in den Keller und holte eine verstaubte Flasche herauf, die keine Etiquette trug. Er öffnete sie behutsam und goss die Gläser voll. Wie reines Gold glänzte es und Noël, nachdem er mit den Eltern angestossen, genoss, bevor er trank, den würzigen Duft dieses Edelweines. Plötzlich verklärten sich seine Züge und er rief lebhaft aus:

«Vater, du hast mir doch gesagt, dass du «La Préférée» verkauft hast? Doch dieser Wein stammt aus jenem Stück. Ich kenne seinen Duft, es ist Pinot, wie er weit und breit nirgends wächst als in der «La Préférée.»

Da flog ihm der Vater an den Hals, küsste ihn innig und unter heissen Tränen sprach er:

«Mutter, Mélie! Es ist unser Sohn. Nur er allein kann wissen, dass dieser Wein aus der «La Préférée» kommt.

Nirgends im Lande gibt es diese Sorte.»

Mariette HUMBERT.

Eine Sehenswürdigkeit :



Photo Spohner-Sato

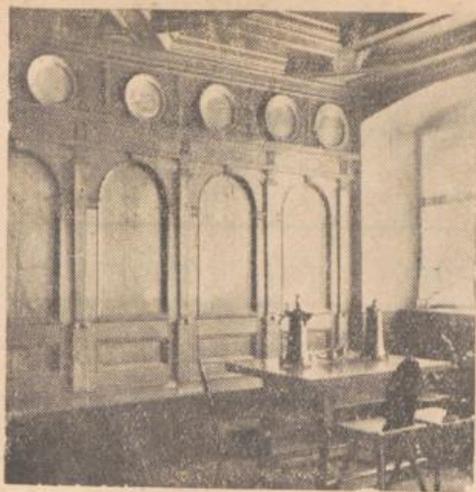
Das Elsässische Museum

UNTER den Sehenswürdigkeiten Strabourgs nimmt das Musée Alsacien am Niklausstaden einen besonderen Platz ein. Im Aufruf, den die « Revue Alsacienne Illustrée » 1900 erliess, hiess es u. a. über den Zweck der geplanten Einrichtung : « Rassembler les objets se rapportant à la tradition populaire ou à l'art alsaciens, grouper ces objets, veiller à leur conservation et les exposer à la curiosité publique dans un local spécial et convenablement approprié ».

Dem grossen elsässischen Künstler Charles Spindler, der sich längst mit dem Gedanken der Gründung eines solchen für die Wahrung der elsässischen Ueberlieferungen wichtigen Museums getra-

gen hatte, schwebte allerdings ein weit umfassenderer Plan vor. Er hätte es gern gesehen, dass in jedem Kreishauptort ein kleines Museum ins Leben gerufen würde, um eine grössere Bodenständigkeit zu sichern. Er drang jedoch mit seinem Plane nicht durch und musste sich in der Gesellschaft, die schliesslich im Jahre 1902 gegründet wurde, der Mehrheit beugen, die sich unter der Führung von Dr. Pierre Bucher für die Schaffung eines einzigen Museums in Strasbourg einsetzte. Die Leitung der Gesellschaft übernahmen Dr. Bucher und Léon Dollinger. Dem Aufsichtsrat gehörten MM. Alfred Rittler, Robert Forrer, Anselme Laugel und Charles Spindler an. Spindler hat dem Museum kostbare Stücke seiner Trachtensammlung vermacht. Die Art und Weise, mit der die Durchführung seines Planes hintertrieben worden war, verbitterte ihn jedoch so sehr, dass er keiner weiteren Sitzung des Aufsichtsrates mehr beiwohnte. Er hat sich darüber in seinen « Memoiren » wie in Briefen an Freunde unzweideutig geäussert.

Die ersten Schaustücke der Sammlung wurden in der Salle Heiser, Blauwolkengasse 6, untergebracht, bis im Januar 1904 das am Niklausstaden 23 gelegene Haus Eschenauer in den festen Besitz der Gesellschaft kam. Das Haus, ein wirklich pittoresker Bau, wurde vom Architekten Théo Berst zweckmässig ausgebaut und instandgesetzt. Die Eröffnung des Musée Alsacien erfolgte im Mai 1907, sieben Jahre nach dem Aufruf in der « Illustrierten Elsässischen Rundschau ». Das Haus wurde den damaligen Verhältnissen entsprechend zu einer der Stätten, in der die Liebe zum Elsass und der französische Gedanke im Geiste eines Maurice Barrès reiche Pflege fand. Es diente u. a. als Rahmen für grosse Wohltätigkeitsteste, die im Zeichen einer elsässischen Kirmes oder der Beschwörung von Erckmann-Chatrion die elegante Welt des Tout-Strasbourg anzogen. Es barg ferner lange die Bibliothèque der



Elsässerstube

Photo René Ebstein

Association des Etudiants Alsaciens, deren französische Vortragsabende im kleinen Saale des Erdgeschosses abgehalten wurden.

Das Elsässische Museum wurde nach dem Vorbilde des Musée Arlaton des provenzalischen Dichters Mistral eingerichtet. Es flossen ihm reichlich Gaben zu, so u. a. im Jahre 1907 Spenden aus dem Vermächtnis Westercamp und in den folgenden Jahren wertvolle Stücke der jüdischen Folklore und Erinnerungen an den Wohltäter des Ban de la Roche, den berühmten Papa Oberlin. Die « Bilder aus dem Elsässischen Museum » warben wirkungsvoll für das Unternehmen und brachten es von 1904—1914 auf 253 Blätter mit ganz ausgezeichneten Reproduktionen. 1917 wurde die Gesellschaft aufgelöst. Das Museum wurde daraufhin von der Stadt erworben und 1918 den Städtischen Museen einverleibt. Die Leitung wurde M. Adolphe Riff anvertraut, der die Sammlung um zahlreiche Neuerwerbungen bereicherte.

Das Musée Alsacien zählt heute 4.575 Schaustücke und umfasst alle Gebiete

volkstümlicher Kunst, bäuerlichen Lebens und des ländlichen Handwerks von der Weissenburger Gegend bis zum Sundgau. Die reichen Sammlungen mit zum Teil sehr seltenen Stücken bilden einen vortrefflichen Anschauungsunterricht für Sitten und Gebräuche der ländlichen Bevölkerung in der Ebene, in den abgelegenen Vogesentälern und im Reblande. Der bäuerliche Alltag von der Wiege bis zum Grabe spiegelt sich in Wohneinrichtung, Kleidungsstücken, Haushaltartikeln, Wirtschaftsgeräten, religiösen und weltlichen Kunstgegenständen, Erinnerungsbildern und anderem mehr in eindrucksvoller Anordnung wider.

Das Haus am Niklausstaden mit seinen auf den Hof zu gehenden Balkonen, den trauten Stuben und dem hohen Dach ist ein würdiger Rahmen für ein Volksmuseum, das uns jederzeit ein Stück des alten Elsasses in lebendige Erinnerung ruft.

André VALMONT.



Oberlinzimmer

Photo René Ebstein

Die "Öadeli" und ihr "Wanner" auf der Hochzeitsreise

Eine heitere, nur für kräftige Leser bestimmte Dorfgeschichte

ÖADELI hiess sie! mit dem Akzent auf dem «O». Das bedeutet Odilia. Als ich sie kannte, war sie bereits ein altes, rheumageplagtes, verhäutzeltes Weiblein, das mindestens einmal in der Woche, Winter wie Sommer, sich bei der Mutter über Verdauungsbeschwerden, die stets von Gurken herühren sollten, beklagte und um ein Glas Schnaps bat: «Mariele! Mariele! Marie! ich hab schon wiederum Gaggummere gesse!» hiess es immer wieder. Aber ich konnte mir unseren Hof nicht vorstellen ohne die «Öadeli». Denn sie war immer Magd, bzw. Tagelöhnerin bei uns gewesen, von Kindsbeinen auf. Ihre Mutter schon hatte bei uns gedient, und die «Öadeli» war bei uns gleichsam zu Hause.

In ihren alten Tagen noch staunte sie über meiner Grosseltern Hochzeit: sie hatte der Hausratüberführung beige-wohnt und mit verwundertem Blick unter anderm die neunundneunzig «Bumessinani» Kutten der neuen Bäuerin gezählt. Damals schon besass die «Öadeli» einen kräftigen Schluck und einen dementsprechenden Durst. Die Grossmutter hatte sie eines Tages mit in den Keller genommen zum Weinholen. Da hatte sich, als man das Zäpflein zog, herausgestellt, dass das «Riewerle» durch die Traubenbeere verstopft war: «Öadeli! Blas mal kräftig hinein, während ich nach dem Sauerkraut sehe! Die

junge Öadeli tat wie ihr befohlen; als aber die Grossmutter vom Sauerkrautständchen zurückkam, klebte des Mädchens Mund immer noch am «Riewerle». «Na! kannst denn nicht blasen?» — «Ich hatte gar keine Zeit dazu, ich musste ja gleich schlucken!» war die Antwort.

Als dann die Öadeli glücklich ihre Schulzeit überstanden hatte, trat auch sie als Dienstmagd bei uns ein und siedelte sich in der Mägdekammer über der Durchfuhr an. Drei Jahre jedoch musste der Grossvater sie missen. Denn mein Vater, damals ein lustiges, durchtriebenes und mit allerhand derben Bubestreichen geladenes Bürschchen hatte der Öadeli eines Abends eine nach Bubensart in der Mütze gefangene Fledermaus ins Bett gesetzt. Als die Öadeli ihre müden Beine unter das Deckbett streckte, verspürte sie das wusselige Ding ihr an den Waden herumschmeicheln; so sprang sie schreiend im Hemd auf den Gang und sauste mit flatternder Fahne die Treppe herunter: «Bür, Bür! Oh jere Bür! a Hax! a Hax em Bett!» Natürlich kam des Grossvaters Hand mit des Schuldigen Gesäss in unangenehme Fühlung: ein jeder der beiden wusste wohl, was er von dem anderen zu halten hatte! und trotzdem war der Teufel nicht gebannt.

Einige Zeit später geschah noch etwas! Die Öadeli, die viel auf ihren

Staat hielt, wie es so Mädchenart ist, besass ein besonders schönes Sonntagskleid. Wenn sie dann Sonntags gegen 6 Uhr abends in den Stall ging, so hing sie ihr Rökkchen und Miederchen an die Futterstalltür, um in den Unterkleidern die Kühe zu melken; nach getaner Arbeit wusch sie sich kräftig unter dem kalten Wasserstrahl des Laufbrunnens und schlüpfte zurück in die schöne Montur zu einem letzten Spaziergang mit ihrsgleichen. Mein Vater schlich sich jedoch eines Sonntags herbei und praktizierte in den schönen Kuttensack, ... nun ja! ... sagen wir mal... eine Ration von jenem Spinat, den die Kühe hinter sich fallen lassen. Die Folgen davon? Mein Vater konnte mehrere Tage nicht mehr sitzen, und die Oadeli verliess uns für drei Jahre am nächsten «Bündelestag» (St Johann im Winter). Sie zog nach meiner Mutter Heimatshof im Nachbarsdorf, wo ihr künftiger Ehegespons, der «Wanner:» (von Antwan! = Antoine) schon einige Jahre diente.

Als dann die beiden glücklich in den Ehehafen eingeschifft waren, kehrten sie zurück ins Häuschen am Rebberg, wo die Oadeli geboren war, und wo vor kurzem auch ihre Mutter das Zeitliche gesegnet hatte. Von nun an blieben beide bei uns als Tagelöhner bis zu ihrem seligen Ende.

Das alles erklärt zur Genüge, dass die Oadeli mit meinen beiden Eltern per «Du» stand, und gleichsam zum Hofinventar gehörte.

Sogar ihre Hochzeitsreise machte sie mit ihrem «Wanner» auf unserem grossen Kastenwagen. Und das ging so!

Ihr Wanner, der etliche Lenze mehr zählte als sie, hatte als junger Naseweis sich in einem schwierigen Augenblick in die Armee gemeldet — vor 1870, — und war mit Kaiser Napoleon III. gefangen worden. Auf der Lüneburger Heide hatte er sich dann schweres Rheuma geholt und hinkte oft ganz jämmerlich. Darum hatte er sich entschlossen, nach

seiner Hochzeit einige Tage frei zu nehmen und mit seiner «neuen» Frau nach Morsbronn ins Bad zu ziehen. Da sie nach der Hochzeitsreise bei uns eintreten wollten, nahm sie der Grossvater mit nach Haguenau, wo er für das Vieh einen Kastenwagen voll Malz in der Brauerei Derendinger zu holen hatte. Von Haguenau aus wollten die beiden, wie Pilger, auf Schusters Rappen weiter ins Bad.

Die Oadeli hatte von der Grossmutter einen schönen gestrickten Reisesack ausgebeten, ihn mit Brot, Schinken, Rosenkranz, Gebetbuch, Schricknadeln und Wolle bepackt, während der Wanner zwei Regenschirme trug, und auch — zum Zeitvertreib — sich mit einer Rosspeitsche, einer «Geischel», bewaffnet hatte. Damit wollte er den Morsbronner Burschen zeigen wie man «knellt». Auch eine kleine Fischangel hatte er in Haguenau erworben; diese Angel, an die Peitschenschnur gebunden, würde eine ganz gediegene Fischgerte abgeben, womit der Wanner sich die Zeit im Bad mit Fischen verkürzen könnte. So schritten die beiden auf Morsbronn zu und nisteten sich gemütlich in einem Gasthof ein.

Der Wanner ging fischen gleich am ersten Tag. Zum grössten Gaudi der Dorfjugend, zog er knallend mit seiner Peitsche ins Tal an das Eberbächel, band dann seine Angel an die Peitschenschnur, schmückte sie mit einer Speckschwarte, die er vorsorglich in sein Taschentuch gebunden hatte, und wartete bis die Fische bissen. Er wartete lange; plötzlich aber riss er die Angel im Ruck aus dem Wasser; der Speck flog davon und die Angel verding sich in Wanners fleischigem Rückenende, und zwar so tief, — oh! weh! — dass sie nicht mehr herauszuziehen war. Was war zu tun? Die Schnur schnitt der Wanner ab und bat sich dann im Gasthof eine Zange aus, womit die Oadeli das, was von der Angel herausstand, säuberlich

(Forts. s. S. 86)



ALLERLEI AUS DEM LEBEN EINES LANDDOKTORS

WENN einer wie ich, während so vieler Lustern die runzlige Rinde der Erde begeht, erlebt er die wunderbarsten Dinge, die geeignet sind, den Trauerflor über die Seele zu werfen, Dinge, die noch in den Tagen des Alters, wenn so ein Schnee das Haar weisst, die Lachmuskeln zu reger Tätigkeit reizt.

Nach den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft, leben im Gehirn der sterblichen Menschen wunderbare Zellen, die sich rühmen, Väter und Mütter des Verstandes zu sein.

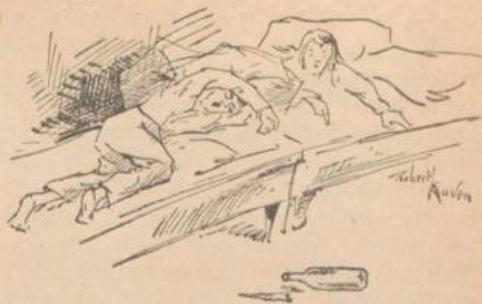
In meinem langen Erdenwallen habe ich die Erfahrung gemacht, dass die Zellen in den Köpfen der Söhne Adams kein fröhliches Wachstum zeigen, sondern wie die Knospen bei Frostwetter verkümmern. Man braucht vielfach nur die Menschen zu betrachten, die der Politik Pfade begehen. Doch ich will heute nicht von Politik reden, sondern zur Erbauung der freundlichen Leser von den wundervollen Ergebnissen, die mir

in meinem irdischen Sein im Umgang mit dem trefflichen *homo sapiens* begegneten.

Nacht war's. Ich lag wohlgeborgen in Morpheus Armen. Die Nachtglocke schrillte wütend. Ich fuhr empor. Draussen brüllte eine Stimme: «Der Herr Doktor soll sofort zum Schaköbel nach X-bronn kommen!» Und weg war er. Es war gerade 2 Uhr. Ich fuhr in die Kleider. Draussen ein Dezemberwetter. Es schneite, hagelte, regnete und stürmte. Ich weckte meinen Kutscher. Der machte ein Gesicht wie ein Köter, dem man auf den Schwanz getreten ist. Bald ging es los durch die stockdunkle, eisige Nacht. Ringsum Todesschweigen. Nur das Geklapper der Pferdehufe in dem unendlichen Dreck, denn damals waren die Wege ganz anders als heute, und ab und zu das Geklatsch der Peitsche. Nach einer trefflichen Sportfahrt lag endlich das in den Bergen begrabene Nest X-bronn vor mir. Die 8 km

waren überwunden. Dank der sporadischen Flüche meines Kutschers war ich wach geblieben und zahllose Zigaretten hatten mir die Nase gewärmt. Todesstille und dicke Finsternis ringsum, ungefähr wie vor dem Höllentor. Selbst die Hunde hatten das Bellen vergessen, denn sie hatten sich vor dem Sauwetter in die Tiefe ihrer Hütten verkrochen. Ich stapfte mühsam zur Hütte des Schaköbel hinan und stolperte über die Schwelle. Drinnen trüber Ampelschein und eine Lenzluft zum Schneiden. In einem Bett glaubte ich eine menschliche Gestalt zu unterscheiden. Hinter dem Ofen lag der Schaköbel sternhagelvoll! Mühsam rumpelte er sich empor, betrachtete mich mit stierem Blick und lallte: « Herr Doktor, sind Sie da? Wir haben diese Nacht ein Bübchen bekommen. Sie sollen nachschauen, ob das Bübchen auch gesund ist ». Ich war sprachlos. Dann gab es eine ordentliche *Philippica* an die Adresse vom Schaköbel und mit einem kräftigen Fluch tastete ich mich hinaus in die eisige Nacht. Mein Kutscher fluchte wie ein Türke. Ich fluchte im Innern. Ob auch die Pferde fluchten, weiss ich nicht. So ging es wieder heimwärts, wo die kalt gewordenen Federn des begeisterungsbaren Doktormanns harrten. Aus dem Bübchen des Schaköbels ist mit den Jahren ein kräftiger Toni geworden, der seinen Vater an Durst noch übertrifft. Wenn er mich sieht, zieht er tief den Hut ab, ob wohl in Erinnerung an jene Nacht?

Ein anderes Erlebnis. Das war im Sommer. Ich wurde eines Tages zu meinem Freund Henner von der Zunft gerufen. Die Frau war schwer krank. Die neue Zeit war gekommen. Die Dampfkutsche hatte die Pferdebeine ersetzt. Ich liess mein Auto schnaufen und bald war ich in X-weiler, der Residenz unseres Henner. Ich trat in die Stube. Zwei Betten ganz sauber. In dem einen Bett lag der Henner besoffen wie ein Kosak, ein totes Vieh in eine Menschenhaut gewickelt.



Im andern ein jammerndes Weib: « Herr Doktor, Herr Doktor! O, helfen Sie mir. Ich sterbe vor Seitenstechen! Ich hatte mir einen Liter Schnaps gekauft zum Einreiben. Der Henner hat ihn gefunden und leer gesoffen. Dort liegt der Lump. » Ich lächelte und untersuchte die Frau. Es war nicht schlimm. Ich machte meine Verordnung und ging begleitet von den Segenswünschen meiner beinahe kurierten Patientin. Wie allerdings das Zwiegespräch der Marie mit ihrem Henner später verlief, weiss ich nicht.

Aller guten Dinge sind drei, und so will ich zum Schluss noch ein lustiges Geschichtchen erzählen. Fuhr ich da eines Tages durch X-burg den heimischen Penaten zu. Es war bereits 2 Uhr, mein Magen knurrte ganz erbärmlich. Eine Frau winkte, ihr Bub habe eine kleine Brandwunde am Bein, ich möchte mal nachsehen. Mit einem Gesicht wie drei Tage Regenwetter krottelte ich die Treppe hinauf und war in der Stube. Der Bub lag im Bett. Ich hob die Decke. Eine kleine Brandwunde am Bein. Es war nichts. Ich beruhigte die Frau und meinte: « Giessen Sie einen Esslöffel voll essigsaure Tonerde in ein Waschbecken voll Wasser und machen Sie mit einem Handtuch fleissig Umschläge ». Darauf Gruss und Landschlag und eilig schüttelte ich den Staub von den Füßen. Einige Tage später! Ich fuhr wieder durch das Dorf. Die Frau winkte wieder. Ich hielt an. Die Frau liess eine ordentliche Brandrede von Stapel: « Herr Doktor, warum lassen Sie

uns so im Stich! Unser Bub ist ja so krank usw.» Ich hatte die Sache der Kleinigkeit wegen vergessen. Wie ein begossener Pudel kroch ich die Treppe hinauf und trat in die Stube. Der fiebernde Bub lag noch in den Federn. Wieder hob ich die Decke. Was sah ich! Das Bein des Buben war mit einer Art Gypsverband verkleistert. Ich war platt! Ich fuhr die Frau an: « Wer hat das gemacht? Solch ein Unsinn! Ein Gypsverband um eine Brandwunde! » « Herr Doktor, Sie haben das selbst verordnet! » lächelte die Frau etwas höhnisch. « Das soll ich verordnet haben? Na sagen sie mir genau, was ich verordnete, damals! » meinte ich kopfschüttelnd. Die Frau darauf: « Ja, das haben Sie verordnet! Sie haben gesagt: Einen Esslöffel essigsaurer Tonerde in ein Waschpäckchen voll Wasser und Umschläge damit machen. Ich lief gleich zum Krämer und kaufte ein Waschpäck-

chen. Da das Pulver im Waschpäckchen zu trocken war, haben wir noch mehr essigsaurer Tonerde zugegossen und einen Umschlag gemacht. Da der Umschlag hart wurde, haben wir ihn am Platz gelassen und nun hat der Kleine solch schreckliche Schmerzen! » Welch kalte Dusche gab's da für die Mutter, als ich ihr erklärte: Sie haben Waschbecken mit Waschpäckchen verwechselt und die Mischung Ihres Waschpulvers mit der essigsaurer Tonerde hat diesen Gypsverband und die Schmerzen erzeugt! » Sie war starr. Ich schnitt den Verband los. Eine weit schlimmere Brandwunde wurde sichtbar.

Unter nun sachverständiger Pflege wurde das Bein des Buben in einigen Tagen trotzdem geheilt. O Gypsverband mit deinen Rätself! O Menschenhirn mit deinen Zellen!

Michel DEUTSCH.

Die "Öadeli" und ihr "Wanner"

(Fortsetzung von Seite 83)

abpfetzen musste. Wanner lief dann jahrelang mit diesem Andenken an seinen Honigmond im Leibe herum, bis die Natur selbst den leidigen Haken an einer ganz anderen Stelle wieder abstiess. Der Fall bleibt bis heute ein medizinisches Rätsel.

Der Wanner aber badete trotzdem und zwar so heiss als möglich. Nun wollte er, dass die Öadeli auch die Wohltaten eines Thermalbades geniesse. Er liess die Badewanne voll heissen Wassers laufen und bucksierte sein Weib hinein in die Kabine. Sie sprang sofort ins Wasser: es war wohl das erste Mal, dass sie eine Badewanne sah; und

verbrühte sich krebserot am ganzen Leibe, vom kleinen Zeh bis zur Halskrause! Flugs stieg sie heraus, zog den Rock über den Kopf, riss die Tür auf und verabreichte dem draussen wartenden Wanner eine schallende Ohrfeige.

Am gleichen Tage noch wanderten die beiden mit Regenschirm, Peitsche und gestickter Reisetasche nach Hause, ihren Lebtag wollte die Öadeli nichts mehr von einem Bade wissen, und wenn jemand vor ihr von einer Hochzeitsreise sprach, so lächelte sie verächtlich und sagte: « Es ist nirgends besser wie daheim! »

ARX.



OFT genug schon, liebe Leserinnen und Leser, habt ihr ihn gehört ganz besonders im Spätjahr, den Wind, ihn auch gefühlt; gesehen aber hat ihn noch keiner, diesen Kobold und oft gar gefährlichen Unhold, der sich so gerne in alles mischt. Er ist ein gar launenhaftes Kind der Natur, diese: Wind, bald lind, lieb, angenehm, bald kalt, respektlos, fürchterlich. Ich persönlich mag ihn leiden, bin ihm gut, einerlei wie er sich zu geben beliebt. Indessen frage ich mitunter: Woher mag er nur kommen, der wetterwendische Geselle? Kommt er aus dem Paradiese oder aus Gefilden mit ehernen Gesetzen?

Ich selber kann ihn, wie gesagt, nicht sehen; seine Vorläufer und Begleiter aber sind aller Welt sichtbar, und fühlen und hören kann ihn jedermann. Jetzt erhebt er sich, kommt näher. Bald naht er leise, auf weichen Sohlen schleichend wie der neue Lenz, sprungweise bald wie eine Schützenlinie, die zum Angriffe vorgeht, bald in rasendem Galopp gleich ansprengender Kavallerie. Bis 50 m pro Sekunde legt er so zurück.

Bald schreitet er langsam dahin, mit majestätischer Ruhe; bald stürmt er wie toll durch Dorf und Stadt, über Meer und Land. Herolde und Begleitmannschaften umtummeln mich von allen Sei-

ten. Staub und Sand fliegen auf; Blätter wirbeln von den Bäumen, fegen durch Garten, Feld und Wald in wirrem Durcheinander; Vögel nehmen den Gleitflug; Äste, Zweige, Halme schrecken aus ihrer Ruhe auf, kommen in Bewegung, neigen sich flüsternd, rauschend einander zu, fliehen sich, schlingen sich, Halt suchend, ineinander...

Hört ihr die Stimme der Circe? Einschmeichelnd, berückend umkost sie Blüte und Blatt, Mensch und Tier. Sie spielt mit den goldenen Halmen und Ähren, mit den blinkenden Wassern, die sie kräuselt und wellt und wiegt. Zärtlich lispelnd streicht sie mir über die Wangen, ganz so wie eine weiche Mutterhand über die ihres geliebten Kindes...

Aber: Trau, schau, wem! Plötzlich Stimmungswechsel! Die liebliche Fee wird zur Megäre, zur Furie. Schaut, wie sie die Wolken jagt! Ganz so, wie wenn der Wolf die Herde scheucht. Sie fliehen, stieben auseinander, rotten und drängen sich zusammen wie erschreckte Schafe. Hier aber peitscht die falsche Sirene das Gesicht mit kalten Schauern von Regen, Schnee, Graupeln..., durchnässt mich bis auf die Haut, durchfriert mir Knochen und Mark. Sie lässt meine Kleider flattern, reisst mir den Hut vom

Kopfe, der Hausfrau die Wäsche vom Tragseile. Wild rüttelt sie an Wurzeln und Stamm; wild schüttelt sie Ast und Zweig; sie jagt die grünen und buntbefiederten Vögel von Baum und Strauch und tanzt mit ihnen ausgelassenen, infernaln Ringelreigen. Ein Dämon!...

Und dann die Musik, mit der dieser sein Tun begleitet! Welch süsse, einschmeichelnde Melodie, die der kosen den Brise, welch bezaubernde Harmonie! Dann aber Disharmonien des Sturmes..., die sich steigern und zusammenklängen in einer ohrenbefäuhenden, sinnverwirrenden Kakophonie. Tausend Instrumente weiss er zu spielen. Vom leisen Säuseln geht die Musik über zum Sausen und Brausen und Pfeifen und Heulen..., vom *lento* zum *vivace*, vom *pianissimo* zum *fortissimo*.

Tausend Namen gaben ihm seine tausend Stimmen: Brise, Zephyr, Wind, Sturm, Zyklon, Orkan... Berggegenden liebt er weniger; sie zwingen ihn zu mühsamem Klettern. Die weiten Flächen sind seine bevorzugten Tummelplätze: das uferlose Meer, die unendlichen Wüsten, Steppen, Schnee- und Eisfelder; diese sind es, die seinen Flügeln Schwung verleihen.

Wohl tut er auch manches Gute: trocknet die Wäsche, dörft das Gras zu Heu und Ohmt, dreht die Flügel der holländischen Mühlen, bläht die Segel der Schiffe... Wehe aber, wenn er losgelassen, aller Fesseln ledig ist! Dann wird die sanfte, gute, helfende Mutter zur Teufelin, die mit lachender Gebärde und grausamer Lust Hab und Gut vernichtet: Dächer abdeckt, Häuser in Trümmer legt, Schiffe an den Klippen zerschmettert, das Meer auf das Land wirft, Waldriesen bricht und entwurzelt und gleich einem plötzlich tobsüchtig oder wahnsinnig gewordenen Menschen und Tieren das Leben knickt.

Und doch muss man den Wind, wenn man ihn nicht lieben will, wenigstens

bewundern. Er bleibt in all seinem Tun gross, erhaben, majestätisch, selbst dann, wenn er zerstört. Eines der vier Elemente, die unberechenbar sind im Hassen wie im Lieben und uns zum Lohn und zur Strafe werden können. Hat auch sie das Fluchgesetz des Paradieses betroffen? Es muss wohl so sein. Wie der Wind sich zeigen und geben mag, er ist und bleibt ein Zeuge und Werkzeug des Einen, Ewigen, Allmächtigen, Allweisen, Allgerechten, Allbarmherzigen, der diesen Fluch ausgesprochen hat, notwendigerweise aussprechen musste, wenn er sein göttliches Ich nicht aufgeben wollte.

In blindem Gehorsam ziehst du, Wind, den Weg, den dir der Schöpfer in seiner Weisheit vorgezeichnet hat. Mir aber gab er Verstand und Vernunft, dich zu begreifen. Darum liebe ich dich wie auch deine drei Geschwister, die dir gleich dem Herrn dienen. Mein Wesen gleicht so sehr dem deinigen: ist voller Wechsel, kennt Ruhe und Unruhe, Sturm, Kampf, Drama selbst. Du aber bist und bleibst mir Beispiel. Auch ich will blind, ohne langes Fragen und Zaudern den Weg gehen, den der Ewige mir bestimmt hat.

Laurent HEINRICH.



Franz: Mir scheint's als hättest du das Stehlen ganz aufgegeben.

Xavier: Mensch, Franz, ich will doch erst wieder im Winter in's Gefängnis!

EROS AUF ABWEGEN

HUNGER und Liebe sind Urtriebe, die dem Leben die stärksten Impulse gegeben, Verschiebungen von Grenzen, seelische Umwälzungen hervorgerufen und die Menschen zu oft rücksichtslosem Handeln verleitet haben. Von der Ländergier alter Volksstämme, die sich nach neuen Weideplätzen für ihr Vieh und fruchtbaren Gegenden für die Ernährung der Angehörigen umsehen mussten, bis zur neueren Formulierung der Raumgewinnung ist nur in der Anwendung der Mittel eine Aenderung zu verzeichnen. Vom Trojanischen Krieg, dessen Ausbruch durch die Entführung der schönen Helena hervorgerufen wurde, bis zur deutsch-französischen Auseinandersetzung von 1870, die Kaiserin Eugénie in liebenswürdigem Leichtsinne als ihren Krieg bezeichnete, haben Frauen ihren Einfluss auf Diplomaten und Staatsmänner ausgeübt. Sie waren oft kluge Beraterinnen, oft aber auch nur von der Leidenschaft des Herzens fortgerissen, die fast immer den Verstand trübt.

Es gab einmal eine Zeit, in der die Frau mit dem Anspruch auf volle Gleichberechtigung mit dem Manne an die Öffentlichkeit trat. Wir erinnern uns aus unseren Jugendjahren der leidenschaftlichen Kämpfe, die damals von zielbewusstesten Frauenrechtlerinnen geführt wurden. Als ob das Heil der Menschheit davon abgehängt hätte! Man lachte lange darüber. Aber schliesslich siegten sie doch. Ist dadurch im Verhältnis der Geschlechter zueinander eine Aenderung eingetreten? Es war ein Sieg der Vernunft, der trotz allem keine Niederlage des Herzens brachte. Denn dieses bleibt Meister, wie es in alter Zeit gewesen und wie es selbst in der materialistisch technischen Auseinandersetzung kommender Geschlechter wohl nicht an-

ders sein wird. Es gibt eben für die meisten Menschen kein glücklicheres Mittel, aus der Nüchternheit des Alltags herauszukommen als die Liebe. Selbst der Sport ändert daran nichts. Er ist schliesslich wie der Tanz und andere Vergnügungen nur ein Umweg zur entscheidenden Annäherung...

Gelehrte haben tiefgründige Untersuchungen angestellt über das Wesen der Liebe, die Anziehungskraft der Geschlechter, ihre Begleitumstände, Erregung und Entartung. Sie haben ins Unterbewusstsein hineingeleuchtet und mit psychologischem Scharfsinn Ursache und Verlauf streng wissenschaftlich behandelt. Dichter haben die Liebe verherrlicht und von Ovid bis zu Paul Reboux sogar die « Kunst zu lieben » in verlockenden Versen gelehrt. Ein Roman, in dem nicht von Liebe die Rede ist, findet kaum Leser. Entfesselte Leidenschaft durchglüht die Darstellung von Apulejus bis zu J. P. Sartre, deren unvoreingenommene Dämonie zart besaitete Menschen leicht eröten lässt. Man ist heute nicht mehr so zimperlich wie früher und verteidigt auch in kirchlichen Kreisen die Notwendigkeit der sexuellen Aufklärung unserer Jugend. Zwischen dem Ernst eines seiner Verantwortung bewussten Priesters und der Rücksichtslosigkeit einer Simone de Beauvoir findet sich der goldene Mittelweg, auf dem sich die Extreme in kluger Zweckdienlichkeit ausgleichend versöhnen.

Liebe ist also eine ernste Angelegenheit, die nicht leichtfertig ins Scheinwerferlicht übler Sensation gerückt werden sollte. So verächtlich der Klatsch ist, der selbstgefälligem Muckertum Anlass gibt, die Ehre eines Mitmenschen zu besudeln, so verwerflich ist auch das schamlose Schnüffeln im Privatleben anderer. Solchem Missgeschick sind besonders

die Grossen ausgesetzt, die sich durch ihre Taten und Werke in der Geschichte der Menschheit einen ehrenvollen Platz gesichert haben. Die meisten werden uns noch sympathischer, wenn sie uns durch den Fleiss ehrfürchtiger Biographen auch als Mensch nähergebracht werden. Viele haben Memoiren hinterlassen oder, als sie noch unter uns weilten, beachtenswerte Einzelheiten aus ihrem Leben veröffentlicht. Es sind dies wertvolle Beiträge zur Erschliessung ihrer Persönlichkeit, die wir schätzen, auch wo die Absicht einer Selbstrechtfertigung einiges Misstrauen weckt. Die Gründe, die sie zum Schweigen oder zu einer beschönigenden Darstellung geführt haben, sollten uns heilig sein. Leider aber wird nur selten nach diesem Grundsatz gehandelt. Es kommt dann zu peinlichen Veröffentlichungen, wie jenen von Prof. Froitzheim, der in unversöhnlicher Verbitterung gegen Ernst Martin die unglaublichsten Thesen verfocht, um das Andenken an Friederike Brion von Sesenheim zu schmähern. Ein witziger Kritiker hat damals mit Recht von «Unterhöschenphilologie» gesprochen. Seitdem haben wir uns an noch ganz anderes gewöhnen müssen...

Indiskretionen aus dem Liebesleben grosser Männer mögen ihren Reiz besitzen, sie fördern aber nur in Ausnahmefällen unsere Erkenntnis. Was ist nicht alles über das Liebesleben einer George Sand, eines Napoléon oder Alfred de Musset, Franz Liszt, Richard Wagner, Balzac und Victor Hugo geschrieben worden! Man hat nicht nur ihre Liebesbriefe veröffentlicht, wogegen im allgemeinen nichts einzuwenden ist, man hat ihre Alkovegeheimnisse gelüftet und ihre ehelichen Zerwürfnisse breitgetreten. Man hat Tizian, Tolstoi, Goethe und Victor Hugo bei ihren Seitensprüngen

belauscht und ihre bis ins Greisenalter bewährte Männlichkeit hervorgehoben.

Als Victor Hugo im Alter von 76 Jahren einen leichten Schlaganfall erlitt, empfahl ihm Dr. Sée, fortan etwas keuscher zu leben. Der Dichter versprach es ihm, meinte aber: «Ich werde mich fügen, Doktor, aber geben Sie zu, dass die Natur einen vorher warnen sollte!» Dass der Mann, der neben seiner Frau Adèle fünfzig Jahre lang ein Verhältnis mit Juliette Drouet unterhalten hat, zahlreiche andere Freundinnen und Geliebte besessen und obendrein den Verkehr mit seinen Köchinnen und Dienstmädchen nicht verschmähte, tat seinem Werke nicht den geringsten Abbruch. Aber schmachlich ist es, das Andenken der Geliebten, die ihm durch ihre beglückende Hingabe Anregung und Förderung brachten, durch sensationslüsterne Darstellungen zu entweihen.

Man deute unsere Ausführungen nicht als Auslassungen eines verblödeten Philisters! Glück und Freude, die man in der Liebe sucht, werden nicht von allen in gleichem Masse empfunden. Es gibt Enttäuschungen, Höhen und Niederungen. Es gibt ehrlich Genügsame und es gibt Nimmersatte. Das geht jedoch mit Verlaub die Oeffentlichkeit nichts an!

Wenn Dichter und Schriftsteller von geliebten Frauen Anregungen empfangen und sie schöpferisch umsetzen, erfüllen sie ihre natürliche Sendung. Wenn erwerbstüchtige Schreiberlinge Intimitäten aufdecken und Einzelheiten enthüllen, die nur die Wollust kitzeln und eine höchst ungesunde Neugierde befriedigen sollen, ohne damit das Wissen um das Werk der Grossen zu mehren, dann begehen sie eine Sünde wider den Geist.

Mehr wollten wir nicht sagen.

CORNICHON.

Erzählung am Feiertag:

Der Pfingstrosenstrauss

von Hanspeter Bauer



URSEL und Hans legten täglich denselben Weg zur Arbeitsstätte zurück. Man kannte sich und dennoch, über eine formale Begrüssung war es bisher noch nicht gekommen. Aber heimlich liebten beide sich. Und gerade jenes abwartende Distanzhalten liess die Herzen dieser beiden jungen Menschen höher und voller Hoffnung schlagen. Für sie war und ist die Welt doch so schön. Der Umstand, dass die Natur sich in ihr herrliches Brautkleid gehüllt hatte, erhöhte wesentlich ihre hoffnungsfreudige Stimmung laut jenen Versen:

« Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur !
Wie glänzt die Sonne !
Wie lacht die Flur ! »

Pfingsten stand vor der Tür. Hans überlegte sich einen Plan und bereitete eine Ueberraschung für die Feiertage vor. Es wurde Pfingstsamstag. Bei einem Gärtner kaufte er sich einen grossen und ebenso prächtigen Strauss blühender Pfingstrosen. Und diesen wollte er am ersten Feiertag Ursel selbst überbringen. Jene waren doch die Lieblingsblumen seiner vorerst noch heimlich Auserkorenen.

Pfingstsonntagmorgen ! In Stadt und Land läuteten gar feierlich die Festtagsglocken. Die Natur glänzt in herrlichem Blütenschmucke. Gleich silbernen Fäden tropft der Tau zur Erde hernieder. Hans verspürte in seiner Brust eine selige Wonne. Die Vorfreude steigerte noch sein Glücksempfinden.

In den frühen Nachmittagstunden des ersten Pfingstfeiertages war er dann gemessenen Schrittes, den herrlichen Pfingstrosenstrauss andächtig tragend, zur elterlichen Wohnung seiner Auserwählten gewandert. Die Schläfen fieberten ihm. Ruhig hatte er an der Hausschwelle geläutet. Er war aufs höchste gespannt. Wird sie ihn nicht abweisen, oder ihm gar ein Körbchen geben. Jene Gedankengänge hämmerten in seinem Hirn und harteten einer Entscheidung. Doch plötzlich war Hans wie vom Traume erwacht. Die Tür hatte sich geöffnet und Ursel stand so ganz in ihrer weiblichen Anmut vor ihm. Ihre Wangen erröteten leicht. Mit ihren kristallklaren Augen schaute sie Hans freudig an. Herzlich begrüsst sie ihn und forderte ihn freundlichst zum Eintreten auf. Nun überreichte Hans ihr den

prächtigen Pfingstrosenstrauss. Dabei sprach er betont Worte von der Liebe:

« O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n! »

Ursel wurde hierbei sichtbar angenehm berührt. Und Hans war jetzt endlich ein Stein vom Herz gefallen.

Noch hielt Ursel den gleich in Purpur leuchtenden Riesenstrauss in ihren schönen und zarten Mädchenhänden herzlich umschlungen. Voller Seligkeit betrachtete sie immer noch ihre Lieblingsblumen, die in ihrem zarten Herzen nun ein wahres Pfingstfeuer entzündet hatten. Und aus den Augen beider jungen Menschen-seelen strahlten dann Wonne und Glück. Und dieses besagte beiden mehr, als viele Worte.

Nach dieser kurzen und ersten offiziellen Begegnung traten dann Ursels Eltern in das behagliche Wohnzimmer ein. Freundlichst begrüßte man sich gegenseitig. Und Hans bat nun ohne weitere Umschweife jene um die Hand der Tochter. Das Jawort hallte dann in einem feierlichen Echo von den Wänden der freundlichen Stube. Und in dieses freudige « Ja », schien dann selbst der grosse und jetzt auf dem runden Zimmertisch stehende, prächtig rot aufflammende — Pfingstrosenstrauss — voller Jubel und Wonne miteinzustimmen.

Und als dann der Festtag zur Neige gegangen war, gab es zwei glückliche Menschenkinder mehr. Denn jener Pfingststrauss hatte so zur Verwirklichung der sehnlichen Wünsche von Ursel und Hans wesentlich beigetragen. Ja, so ein Pfingstrosenstrauss!



Photo: P. Stahl

Wandersehnsucht

Wie zieht es mich nach eurem Schatten,
Ihr Heimaerge. lieb und traut,
Nach euren blütenbunten Matten,
Vom klaren Himmel überblaut!

In eurer Wälder stillen Räumen,
Fern von der Menschen Falsch und Neid,
Möcht' ich vergessen und verträumen
Der Wintertage Last und Neid.

Aus meines Kummers harten Ketten,
Die mir den Hoffnungsmut geraubt,
Möcht' ich entfliehn und rastend betten
In euren Schoos mein brennend Haupt.

Ihr würdet aller Qual entheben
Mit eurer Wunderkraft die Brust
Und meine Seele neu beleben
Zu liederfroher Wanderlust.

Christian SCHMITT.

OH DIESE SCHNECKEN

DIESE Schnecken!
Welche Schnecken?

Diejenigen Schnecken, von denen wir heute ein *Geschichtlein* erzählen wollen, ein drolliges Geschichtlein, das gewiss manchen Leser und manche Leserin interessieren wird.

Aber bevor wir mit der Erzählung beginnen, müssen wir, zum besseren Verständnis, einiges vorausschicken über die Schnecken im *allgemeinen*, die Schnecken im *besonderen*, und schliesslich über diejenigen Schnecken im *speziellen*, von denen hier ein *Geschichtlein* zu erzählen ist.

Reden wir also zunächst von den Schnecken im *allgemeinen*. Da ist schon sehr viel darüber geredet und auch geschrieben worden, das allein an sich genügen würde, um mehrere Kalender des «Hinkenden Boten» zu füllen. Das wollen wir nun nicht tun, sondern wir wollen uns lieber an einen grossen Naturforscher halten, namens *Brehm*, und ihm einiges darüber ablauschen:

Der grosse *Brehm* gliedert seine Schnecken in die sogenannten «*Weichtiere*» ein. Er spricht da von Kopffüssern, Bauchfüssern, Deckkiemern, Nacktkiemern, Vorderkiemern (aber nicht Hinterkiemern), Muscheln (Klaffmuscheln, Röhren- oder Zwickmuscheln), auch Miesmuscheln, Kreismundschnecken, Faltenschnecken, u.s.w., u.s.w.

Er spricht auch von Lungenschnecken, und nennt da eine Familie: *Schnirkelschnecken*.

Und damit schliessen wir unsere Betrachtung über die Schnecken im *allgemeinen* ab, da wir mit besagten Schnirkelschnecken uns dem eigentlichen Gegenstand unseres erwähnten *Geschichtleins* schon erheblich *genähert* haben.

Wir können allerdings noch nicht gleich ins Detail eingehen, sondern müssen zwecks näherer Bekanntschaft mit selbigen Schnirkelschnecken vom *allgemeinen* zum *besonderen* übergehen.

Schon der Ausdruck «Schnirkelschnecke» hat etwas Sympathisches an sich, er erinnert an etwas Weiches, Glitschiges, Sanftes, auch ohne dass man eigens an die Lautverwandschaft von Schnirkel mit Schmiergel denken müsste.

Es gibt mehrere Unterarten der Schnirkelschnecke: vor allem die *gesprenkelte* Schnirkelschnecke, (die nicht mit der *gefleckten* Schnirkelschnecke verwechselt werden darf), die *Hainschnirkelschnecke*, die *Lubrica*, *Immaculata*, *Mauritania*, die *Succinea*, die *Vitrina*, die *Pupa* u.s.w., u.s.w.

Es gibt vor allem auch die sogenannte *Weinbergschnecke*...

Aha! denkt der geneigte Leser und die noch geneigtere Leserin: *Jetzt kommt's!*

Oh nein! Es kommt immer noch nicht! Aber es wird *gleich* kommen, das versprochene *Geschichtlein* nämlich. Nur noch ein wenig Geduld, bis wir mit der Einleitung fertig sind. Zur unerlässlichen Einleitung gehört eine spezielle Betrachtung dieses Geschöpfes, dessen *Name* leicht irreführen kann, da es streng genommen nicht unbedingt mit «Wein» oder gar «Weinberg» etwas zu tun hat: das ist Gewohnheits-
sache, aber das niedliche Tierchen kann auch ohne Wein existieren. Es hat den Vorzug, *Hausbesitzerin* zu sein und sein Haus ständig mitzutransportieren, hat also das hochmoderne System der *Week-End-*

Remorque längst vor dem superklugen Menschengeschlecht eingeführt, das trotz allen Hastens nach Fortschritt hinter diesem «*Schneckentempo*» entschieden zurückgeblieben ist.

Die sogenannte Weinbergschnecke ist seit alten Zeiten bei unseren Vorfahren eine beliebte Speise gewesen; sie hat sogar stets als *Delikatesse* gegolten. Kein Wunder, dass ihre Pflege und Zubereitung Gegenstand eifrigster Sorgfalt waren und auch heute noch sind. Stellenweise hat man sie in eigenen Gärten gezüchtet. Ein ganzer wichtiger Industriezweig hat sich damit beschäftigt. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier gewisser bedeutsamen und sich hoher Blüte erfreuenden Unternehmungen dieser Art namhaft Erwähnung zu tun, die sich im Verbreitungsgebiet des «*Hinkenden Boten*» befinden. Auch die *private Kochkunst* hat, im Elsass wie



gewiss auch in ganz Frankreich, auf diesem Gebiete prächtige Ergebnisse gezeitigt.

— Ja, wird jetzt bald mit der *Erzählung* des versprochenen *Geschichtleins* begonnen? höre ich mehrere Leser fragen...

Jawohl! *Jetzt* sind wir soweit!

Also: es handelt sich um einen *Schnecken-Imbiss!*

Um ein *Schnecken-Essen*, das sich unter ganz sonderbaren Umständen vollzog. — Nämlich wie folgt: Während des Krieges 1939-45 hatten mehrere Elsässer — (Schreiber dieser Zeilen gehörte auch dazu) — in *Marseille* Quartier gefunden. Eine

Marseiller Köchin hantierte am Herd. Die Verpflegung war mies und wurde infolge der Einschränkungen täglich mieser. Von Delikatessen war natürlich schon längst keine Rede mehr.

Da, — eines Tages — kam einer mit freudestrahlender Miene zu Tisch. «*Kinder!*», sagte er, «*es gibt Schnecken!*»...

Schnecken?!... Das Wasser lief uns im Munde zusammen beim blossen Gedanken an derart lukullische Genüsse.

Der Glückspilz hatte eine ganze Masse dieser Weichtiere, dieser Schnirekelschnecken, dieser Wein- oder Berg- oder Idealschnecken mitgebracht!

«*Madame, Madame!*», mit diesem Rufe strömte alles zur Köchin: «*Madame, préparez-nous ces escargots!*» —

Und dieser Engel von Köchin erklärte sich *bereit*...

Bald sassen wir um den Tisch herum.

Eine grosse Platte wurde aufgestellt mit... — Ei, was war denn das??

Die Schneckenhäuslein waren vollzählig da. Aber ihr Inhalt glich keineswegs unseren so hochappetitlichen elsässischen *Ess-Cargots*!

Das war etwas Schwärzliches, Hartes, — und erst der *Geschmack*!

« Mais, qu'avez-vous fait là, Madame? »...

« J'ai préparé les escargots de ces messieurs! » entgegnete sie freundlich lächelnd. — (In jenem Augenblick verstanden wir wie man « im Affekt » einen Totschlag verüben kann...) — Auf unseren Gesichtern lag *Todesverachtung*: so macht sich wohl ein Delinquent an seine Henkersmahlzeit!

Nun galt es, vor allem « das Gesicht zu wahren »...

Philosophisch meinte einer: « Es ist halt eine andere Zubereitung. Im Midi haben sie andere Geschmäcker als bei uns. Man muss sich halt dran gewöhnen. Als ich zum ersten Mal nach Marseille kam, hat mir die Bouillabaisse auch nicht schmecken wollen. Später findet man's dann ganz vorzüglich! »

Dabei sah allen der Heiss hunger zu den Augen heraus.

« Mit Salz und Pfeffer ist's geniessbar! », meinte der Philosoph. — « Ich mache noch ein wenig Senf dazu », sprach resigniert sein Nachbar.

Die Mahlzeit nahm einen schleppenden Gang. Einer beobachtete den an-

deren. Dann stand einer nach dem anderen auf — und ging hinaus...

Nur einer hielt standhaft aus bis ans Ende. Ein herkulisch gebauter Mann. « Ihr Schwächlinge! » höhnte er... —

Seit jenem Tage wissen wir, dass man in Marseille die *Seekrankheit* bekommen kann, ohne dass man aufs Meer hinaus fährt, ja sogar ohne dass man überhaupt das Meer anblickt. — Eine Portion Schnecken, zubereitet wie jene Schnecken, genügt völlig!...

Kein Missverständnis: wir sind alle samt und sonders überzeugt, dass es in der grossen und schönen Weltstadt *Marseille* Köche und Köchinnen gibt, die einen Schnecken-Imbiss so gut zubereiten können, wie irgendwer in unserem *Elsass*. — Aber jene Marseiller Köchin, von der unser Geschichtlein erzählt, gehörte nicht zu dieser Elite.

Das ist das ganze *Geheimnis*: sie hat später, in einer schwachen Stunde, zugegeben, dass sie die Schnecken, so wie man sie ihr übergeben hatte, einfach, ohne sie irgendwie zu reinigen oder zuzubereiten, in kochendes Wasser geworfen hatte...

Kein Wunder, dass wir alle an *Vergiftungserscheinungen* erkrankt waren... Es hätte noch schlimmer kommen können. (Am kränksten war, noch acht Tage später, der obenerwähnte « Herkules »...) Aber zum Glück kamen alle schliesslich mit dem Leben davon.

Das Ereignis ist uns allen unvergesslich geblieben. *Oh diese Schnecken!*

Sie ziehen um

Ein sehr nervöser Herr wohnte zwischen einem Kupferschmied und einem Grobschmied. Beide hämmerten und lärmten den ganzen Tag, was den alten Herrn in grosse Verzweiflung brachte. Er liess ihnen sagen, er wollte ihnen ein grosses Mahl und viel Geld geben, wenn

sie beide auszögen. Damit waren die Schmiede einverstanden. Nun fragte der nervöse Herr, wo sie hinziehen würden. O, erwiderte der Kupferschmied, wir wechseln nur die Wohnung! Ich ziehe in das Haus des Grobschmiedes und dieser in das meinige. So ziehen wir alle beide aus, wie du es gewünscht hast und wie wir es versprochen haben.

Die Strassburger Papiersoldaten

IN zwei bereits 1937 und 1938 im «Strassburger Hinkenden Boten» erschienenen Artikeln, deren letzterer dem bekannten «Soldätmoler» Henri Ganier-Tanconville gewidmet war, hatten wir von der alten Liebhaberei und der Geschichte der Strassburger Papiersoldaten gesprochen.

Heute noch beanspruchen die reizenden Figurinen in Papier oder aus Karton ein reges Interesse; es wird an uns die Frage gerichtet, wo diese erhältlich sind, oder wie man sie selbst anfertigen kann.

Gern kommen wir auf diese Frage zurück, die alte Kindheitserinnerungen erweckt und auch, aus diversen Gründen, ihre Anziehungskraft keineswegs eingebüsst hat.

Jeder Besucher des Strassburger Musée Historique wird überrascht und erstaunt vor den geräumigen Vitrinen stehen, in denen Tausende solcher «kleini Soldätle» fein säuberlich in ihren bunten Uniformen in Reih und Glied aufmarschiert sind. Von der Grossen Armee Napoleons I. bis zur Armee König Louis Philippe's sind alle Waffengattungen, Infanterie, Kavallerie und Artillerie in ihren prächtigen Paradeuniformen vertreten und — nicht zu vergessen — auch unsere tapferen Pompiers von 1865 haben ihren Ehrenplatz. Die bekannten «Silbermännle» der Strassburger Druckerei von 1845 bis zur Garde Napoleons III. reihen sich Mann an Mann, und man wird des Bewunders von einem zum anderen nicht satt.

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — die ersten Papiersoldaten tauchten in Strassburg um 1780 auf — hat sich die Beschäftigung mit Papier-

soldaten grösster Beliebtheit erfreut. Die zunächst aus Holzschnitt oder Kupferstich gedruckten Bogen wurden vom Käufer angemalt und ausgeschnitten und bereits 1792 werden sie, in Schachteln verpackt, frisch bemalt in kleinen oder grösseren Formationen verkauft.

Mit der umwälzenden Revolutionszeit und der Glanzepoche des ersten Kaiserreiches erreichte dieses Spielen und Sammeln mit Papiersoldaten seinen Höhepunkt bei Gross und Klein, um zur Zeit des Aufschwungs der Strassburger Druckerei von G. Silbermann um 1850 einen neuen Antrieb zu erzielen.

Die tragischen Ereignisse von 1870 und die traurige Beschiessung Strassburgs, welche die deutsche Besetzung nach sich zog, liessen jedoch die Freude an diesen kleinen Papierfiguren keineswegs erlahmen. Bereits 1873 brachte die Druckerei G. Fischbach eine neue Reihe von zehn Bogen der französischen Armee heraus, die noch in unserer Jugendzeit vor 1914 die Liebhaber von zweierlei Tuch begeisterten und zu unseren beliebtesten Spielzeugen zählten. Wir sehen sie noch, damals fein aufgereiht in sauberen Kartonschachteln, die blitzenden Bajonette und Gewehre schnurgerade ausgerichtet und «uffgeblöchelt», auf dem «Christkindelmärli». Begehrlich weiteten sich unsere Augen vor der hier entfalteten Farbenpracht... Doch auch in Bogen kauften wir sie bei Bornemann oder bei Rieger, in altbekannten Strassburger Papiergeschäften. Allerdings, lang ist's her!

DAS JAHR IM BILD: FRANKREICH



1. Staatsbegräbnis des Maréchal de Lattre (16-1-52). — 2. Strasbourg errichtet seinem Befreier, Général Leclerc, ein Ehrenndenkmal. — 3. Anfangs 1952 tagte die O.N.U. in Paris. — 4. Überschwemmungen im Süden Frankreichs: nach den Menschen versucht man die Tiere zu retten. — 5. Der Ministerpräsident A. Pinay, Verteidiger des Franksens. — 6. Letzte feierliche Kommunion in Tignes, dem kleinen Alpendorf, das nun im Stauweiher versunken ist. — 7. Schwere Unruhen brachen in Tunesien aus. — 8. In Indochina geht der Krieg weiter: eine motorisierte Patrouille in den Reisfeldern.

Photos : 1, 3, 4, 5, 7 : Keystone — 2 : Carabin — 6, 8 : Assoc. Press Photo

DAS JAHR IM BILD: AUSLAND



1. Ganz nach mittelalterlicher Art wird Elisabeth Königin von England ausgerufen (8. 2. 52). — 2. Feierliches Begräbnis des Königs Georg VI. (11. 2. 52). — 3. In Ägypten brachen heftige anti-britische Kundgebungen aus. Hier eine Frauenkundgebung. — 4. Die neue Königsfamilie: Königin Elisabeth und Philipp von Edimburg mit ihren Kindern: Prinz Charles und Prinzessin Anne. — 5. Atombombenexperiment in den U.S.A. Diese Radiophoto wurde kurz nach der Explosion aufgenommen. — 6. Während der Koreakrieg weitergeht, wird in Pan-Mun-Jom immer noch verhandelt... — 7. ...sowie am grossen Tisch der U.N.O. Bereitet der russische Aussenminister, A. Vichinsky (ganz rechts im Bild) einen neuen Friedensvorstoss vor?

Photos : 1, 2 : *Ambassade Brit. Paris* — 3, 4, 6 : *Keystone* — 5, 7 : *Assoc. Press Poto.*

Man hatte nun einen mit vielen farbigen Figuren bedeckten Bogen für zwei «Sü» (Sous) erstanden. Was dann? Kehren wir zu Grossvater zurück, der selbst ausschnitt und malte, und sehen wir ihm zu. Wer kann der Verlockung widerstehen, eine Schere zu ergreifen, die neben einem Papierbogen liegt, ohne zuzuschneiden?

Der Kenner, der Fachmann allerdings, geht in anderer Weise nach altem Brauch vor: Zunächst wird der Bogen oder Teile davon sauber auf nicht zu dicken Karton geklebt. Dann erst tritt die Schere in Aktion oder, besser noch, ein scharf geschliffenes Messerchen, das das Herausschneiden aller unerwünschten Teile erlaubt und der Figur selbst die schönste Rundung verleiht. Doch für den Eingeweihten gewährleistet die Bemalung von Hand mit Aquarell- oder Temperafarben die Erfüllung aller Wünsche der jeweiligen Uniformfarben und aller Einzelheiten der Ausrüstung.

Der Kenner vergisst nicht, die weiss gebliebenen Ränder und Kanten der Figuren ebenfalls säuberlich mit Farbe zu übergehen und die Figur ist fertig. Nun folgt der letzte Akt, sie wird zum Aufrechtstehen gebracht und mit dem Sockel auf einen kleinen Holzblock, das bekannte «Blechele» aufgeleimt. Der Soldat ist zur Parade bereit — nun stellt man ihn in Reih' und Glied. Eine Kompagnie, ja ein ganzes Regiment lässt sich derart vor unsern Augen aufstellen.

Altes Brauchtum der Volkskunst er- steht hier für jeden, der an alten Bilderbogen vergangener Zeiten — dem Spielzeug einst in Stadt und Land — Spass hat. Welch reizende Stunden und Abende gewährte der Jugend dieses Spielzeug, das zu den billigsten seiner Art zählte.

Heute allerdings bieten Sport, Kino und Mechanik der Jugend andere Beschäftigungsmittel, und trotz allem er-

freut sich der kleine, bescheidene Papiersoldat noch grosser Anziehungskraft.

Der zweite Raum der Weltgeschichte kann hier auf militärischem Gebiet hervorgezaubert und dargestellt werden. Von den Römischen Legionen bis zu den Mousquetaires des Sonnenkönigs oder zu den beliebten Grenadieren Napoleons, des «Poilu» von 1914-1918 bis zum Kämpfer im «Battledress» von 1944/45 werden hier zu lebender Geschichte.



Heute hat sich nun die Druckerei unseres alten bekannten Almanachs entschlossen, diese alte Strassburger Tradition in neuem Gewand wieder aufleben zu lassen. Eine farbenprächtige Reihe von Soldatenbogen beleben bereits viele Schaufenster, wo die « Michele » der Infanterie von 1870 und die stolzen Spahis von 1945 auf tänzelnden Pferden zum Ausschneiden locken. Schon sind neue Bogen im Druck... Wer hörte nicht von den berühmten « Pontonniers de Strasbourg » um 1800 oder von den tapferen « Chasseurs d'Afrique » von 1832? Weitere werden folgen, zur grossen Freude der kleinen, doch auch der erwachsenen « Soldätlesammler ».

Gewiss erinnern heute militärische Paraden kaum mehr an die Glanzzeit vergangener Jahrhunderte, an die farbenfrohen Musikkorps oder Uniformen der Armee von 1914, doch bieten gerade hier diese kleinen Papiersoldaten jedem die Möglichkeit, für sich selbst ein derartiges Schauspiel wieder aufleben zu lassen.

Wer etwas zeichnen und malen kann, wird selbst rasch dazu übergehen, seine Lieblingsperiode in Figuren zu schaffen und heute noch erfreuen uns « Soldätlemoler » anlässlich gelegentlicher Ausstellungen mit ihren selbstgezeichneten und gemalten kleinen Kunstwerken.

Diese allerdings begnügen sich nicht mit ungefähren Ausführungen.

Ihnen liegt die historische Genauigkeit, die genaue Wiedergabe alter Uniformen am Herzen, deren Quellen ihnen in unseren Museen oder Bibliotheken jederzeit frei zur Verfügung stehen. Derartige Meisterwerke sind in Privatsammlungen heute noch reichlich vertreten und erlauben gute historische Aufstellungen oder auch ganze Dioramen.

Mit wenig und anspruchslosen Mitteln kann hier der Phantasie eines

jeden freier Raum zu frohem und unterhaltendem Spieltrieb geboten werden. Mit glänzenden Augen steht die Jugend vor diesen harmonischen und farbenfrohen Werken einer Kleinkunst, die auch heute noch in unserem hastigen, materialistischen Zeitalter nicht unterschätzt werden darf.

Wie dem auch sei, die Tatsache, dass die erholende und ernsthafte Beschäftigung mit unseren kleinen Papiersoldaten heute noch zahlreiche Anhänger besitzt, die eine alte, echte Strassburger Tradition aufrecht zu erhalten wissen, bildet ein bemerkenswertes und wohlverdientes Ruhmesblatt für diese Miniaturformationen einer noch in die Hunderttausende zählenden Armee aller Zeiten und Waffen.

Paul Martin

ANMERKUNG

Das Bild auf S. 9: ist ein Ausschnitt einer der 7-farbigen Soldatenblätter. Jedes Blatt umfasst ungefähr 20 Soldaten oder 8 Reiter.

Folgende Blätter sind erhältlich:

- Blatt 1: Infanterie 1870.
- Blatt 2: Spahis 1945
- Blatt 3: Spahis 1945.
- Blatt 4: Pontonniers 1793.
- Blatt 5: Pontonniers 1793.
- Blatt 6: Chasseurs d'Afrique 1834.
- Blatt 7: Chasseurs d'Afrique 1834.

Jedes Blatt kostet 100 Fr. Versandkosten: 30 Fr. Die Bestellungen sind zu richten an die Librairie *Le Roux - Strasbourg*, 34, rue de Hallebardes. Postmandat beifügen. Bitte die gewünschten Blätter genau angeben.



NACH Abschluss der Erntezeit in der zweiten Augushälfte bis in den Spätherbst hinein bringen die « Messti », für die in der Weissenburger Gegend die Bezeichnungen « Kerwe » und « Kirb » üblich sind, schönste Freudentage ins Dorfleben. Von den einstigen « Messtagen » und « Kirchweihen », die ursprünglich religiöse Feste waren, tragen die « Messti » und « Kerwe », « Kirb » (oberelsässisch « Kilbe ») ihre Namen. Da agrarische Sitten und Bräuche weltlicher Art diese kirchlichen Feiern früh schon überwucherten, haben sich die Messti und Kilben von den Kirchweihen und Patronsfesten mehr und mehr losgelöst und sind hauptsächlich zu frohen Erntefesten weiterentwickelt worden. Mit vielen sind Jahrmärkte verbunden, die als Erntemärkte besondere Bedeutung haben und mancherorts zu wahren Festmärkten und Volksfesten geworden sind.

Dorfmessti in der guten alten Zeit

Ihre Hochblüte erlebten unsere Dorfmessti und Bauernkilben vor etwa hundert Jahren, sie sind aber auch heute noch grosse Freudenfeste der Dorfgemeinschaft und zugleich ländliche Familienfeste geblieben. Denn von weither wird nach altem Brauch zu solchen Dorf- und Familienfesten die ganze « Frindschaft » eingeladen, es sind alle Verwandten im weitesten Sinne des Wortes, die da fröhliche Stunden miteinander verbringen dürfen und auch gerne verbringen. In grossen Gehöften kamen früher bei den Messti oft 20 bis 30 auswärtige Gäste zusammen. Wochenlang haben die Dorfschönen ihren Messtistaat gerüstet, sie freuen sich am meisten und unbändig wie auch die Burschen aufs Tanzen, in dem sie alle Meister sind, ohne je einen Tanzlehrer gehabt zu haben. Die Alten aber freuen sich besonders auf die derb-

iröhlichen Spässe beim « geschmelzten Imbs » und beim Messtitraiben. Sie sind am meisten den « guete Mumpfle » zusetan, die ohne überschäumende Weinlaune auf dem Dorf nicht denkbar sind, obschon auch sie in ihren Tagen noch gern « eine tratte », wenn die alte, liebe Tanzmusik erklingt. Mit grossem Kostenaufwand, mit viel Liebe und unverfälschtem Schönheitsempfinden rüsteten die Dorfschönen die Tanztracht zum Messti. Näherinnen und Böglerinnen hatten wochenlang zu tun Davon künden uns alte Messtlieder. In einem weitverbreiteten Lied aus den 1850er Jahren heisst es :

*Jetzt, min liebs Bridel, die Kleider gerischt,
Wo m'r zuem Danze antuet!
Weisch no, w'e ortlig wie wunderlig's isch?
D'Knawe han Striss uf'm Huet,
D'Maidle han gfälteti Fürti wie Schnee,
Pfüslicht! Arme!, die brüse in d'Höh.
's ortlicht isch, wann m'r guet treppelt und
springt,
Dass eim d'r Tänzer de Lebkueche bringt,
Bridel dü Mordhex, hesch au lichti Schueh?
Mini sin lang schun gerischt,
Au e paar schneewissi Strümpfle derzue,
Wie's hie Mode jetzt isch.
Wann m'r bim Danze gemüetzelt dosteht,
Nann m'r recht frindli un luschtli üsseht,
Het m'r glich Dä zer, so vil as m'r will,
Un m'r steht selie Viertelstund still.*

Und mit stolzer Freude konnte der Messtibursch » sie alle begrüssen :

*Ihr Maidle, sin'r au alli do?
Gemüetzelt, gepüetzelt, so frisch un so troh
Ihr Gretle, ihr Evle, ihr Sälmle, ihr Bridle,
Mit Gickeleskappe un firrote Kridle,
Mit Kräjle, Nackmäntele un sidene Halsti,
Mit farwige Kutte un Blueme am Fürti,
Lüpfe die Füssle mit Schläpple so scheen,
Dass m'r de Zwirckel am Strümpfel tuet sehn!*

Das war früher ein unvergleichlich schönes Schauspiel, so die Blüte der Dorfjugend auf dem Messtitanz zu sehen in unbeschreiblichem Freudenjubiläum und im Gepräge der bunten, malerischen Bauerntracht. Wie Blumen auf dem Felde, so frisch und farbenfröh und so natürlich, nahmen sich einst die Land-

mädchen in ihrem bäuerlichen Sonntagsstaat auf dem Tanzboden aus. Die mächtigen Seidenbänder ihrer bunten Schlupfkappen rauschten im Luftzug und sahen aus wie Flügel, welche die Tanzpaare dahintrugen. Herrlich war das Farbenspiel der krapproten, blauen, grünen, pfirsichblütönen, violetten und braunen Bauernröcke, auf denen samtene Blumenbänder glitzerten. Und welch ein Leuchten der blendendweissen Ärmel und Strümpfe! Wie malerisch nahmen sich dann neben den Maiden die hemdärmeligen Burschen aus mit den Strässen am Hut und den roten Gilets mit den Goldknöpfen!

Die elsässische Tanzlust und Tanzkunst

Von den alten, bäuerlichen Messtitänzen der Dorfjugend in der Zeit, als Grossvater die Grossmutter nahm, soll im folgenden die Rede sein. Es ist ein schier unübersehbarer Reichtum, der einst der jubelnde, arteigene Ausdruck des alten Dorfes war. Der natürliche Hang der Elsässer zum Singen und Tanzen ist aus dem Glanze und Reichtum des fruchtbaren Landes und der hieraus entsprungenen frohen Lebenshaltung zu erklären. Er lenkte die Aufmerksamkeit fremder Bewunderer zu allen Zeiten auf sich. Der französische Intendant des Elsass, de Lagrange, hob schon im 17. Jahrhundert in einem Bericht an König Ludwig XIV. hervor: « On ne voyait dans la province que de violons et danses ». Ähnlich berichtete Präfekt Laumond im Jahre 1801 nach Paris: « Au nombre des jouissances chéries de l'habitant du Bas-Rhin, la danse et la musique tiennent le premier rang, surtout la première dont le goût semble inné... danser est un besoin des bons habitants du Bas-Rhin. » Und der Schwarzwälder Fürstabt Gerbert von St-Blasien schrieb um 1760: « Es gibt kaum eine Gegend, in welcher so viel gesungen, getanzt und musiziert wird wie im Elsass. »

Wie die elsässischen Trachten geprägte Form, wundervoller einmaliger Ausdruck einer landschaftlichen, bzw. dörflich geschlossenen Gemeinschaft sind, so ist der elsässische Bauertanz schönste Spiegelung des gemeinsam gesteigerten Lebensgefühls, gemeinsamer Erlebnis Ausdruck und feierliche Erhebung einer glücklichen, feiernden Dorfgemeinschaft. Ihr ist er entwachsen, ihr ist er zugewachsen, mit ihr ist er im Laufe der Zeiten weitergewachsen. Der notwendige Nährboden für sein Gedeihen war immer ein gesundes, in Sitte und Brauch blühendes Dorfleben. Als nach 1860 die bäuerliche Gemeinschaft unserer Dörfer durch neue soziale, wirtschaftliche und verkehrstechnische Gegebenheiten umwälzende Veränderungen erfuhr und bis zur Jetztzeit mehr und mehr zerbröckelte, da schwanden mit den übrigen Erscheinungsformen bäuerlich-dörflichen Geistes auch die alten Tanzlieder und Tanzformen unserer Messtänze langsam dahin. Was unsere « Groupes folkloriques » da und dort als elsässische Volkstänze aufführen, ist leider manchmal landfremder Import, der ins Elsass ebensowenig hineinpasst wie eine fremde Volkstracht.



Zeichnung von P. Russ u. D. Kandel
— Tanzende Bauern —

Die alten Galopptänze

Die Galopptänze, die zu Grossmutterzeiten überall im Elsass als « Hople », « Hopser » und « Springer » bekannt und beliebt waren, gehören zum ältesten Bestand unserer dörflichen Messtänze. Besser als irgendwer und irgendwelche Urkundennotizen vermöchten unsere alten Dorflinden, wenn sie reden könnten, die Geschichte der altelsässischen Bauertänze zu erzählen. Bezeichnend ist, dass in Hieronymus Bocks elsässischem Kräuterbuch (1546) die Linde als Tanzlinde dargestellt ist, welche von tanzenden Bauern umsprungen wird. Wie es bei diesen Wirbeltänzen um die Linde einst zuging, die « Hoppeltänze » und « Hüpfauftänze » heissen, erzählt uns im Jahre 1575 Johann Fischart: « Da dantzen, schupften, lupften, sprungen, sungen, hunken, plöchelten, fussklöpfeten, gumpeten, plumpeten, rammelten, hamelten, gaukelten, rädelten, purzelten, armglocketen, armlaufeten, warschnaufeten sie bei lustigen Schalmeien und Sackpfeifen ». Ausläufer und Nachklänge dieser uralten, ungestümen Tanzweisen im Zweivierteltakt sind die elsässischen « Hople », « Hopser » und « Springer », die auf unseren Bauernmessti vor hundert Jahren noch sehr häufig und vor 50 Jahren noch vereinzelt getanzt wurden und uns in primitiven Aufzeichnungen von Dorfmusikanten aus jener Zeit überliefert sind. Diese Galopptänze, die der überschäumenden Fröhlichkeit und Ausgelassenheit des bäuerlichen Tanzvolkes entsprachen und daher besonders den übermütigen Burschen zusagten, während die Maiden am liebsten anmutige Ländler und Walzer tanzten, leben noch in den Melodien von Tanzliedern weiter, wie in dem bekannten Hopleliedchen:

Wart nur, Bäwele, wart nur Bäwele,
Ich verwitsch dich doch am Näwele!
Wart nur, Bäwele, wart nur, Bäwele,
Ich verwitsch dich doch!

In diesen Hopleliedchen und Hoplemelodien steckt etwas, was naturverbunden und uralt sein muss. Vergessene Tanzsitten alter Erntetänze haften einst an ihnen, alte Fruchtbarkeitsriten, wie beim « Hahnentanz », einem unserer ältesten Messtänze. In Schwindratzheim und Altekendorf fanden kurz vor dem zweiten Weltkrieg am Messti noch Hahnentänze statt, aber die alte Hoplemelodie zum Heraustanzen des Hahnes war längst vergessen. Der Hahn ist ein uraltes Fruchtbarkeitssymbol und Ernteopfertier. In Verbindung mit dem Hahnentanz und dem Heraustanzen des zu schlachtenden Hahnes fand vor 100 Jahren in Mietesheim beim Messti immer ein « Hahnenfisch » statt, an den die Burschen die Mädchen zum Nachessen führten, wenn sie ernste Absichten hatten. Beim Hahnentanz wurde damals zur Hoplemelodie folgendes Liedchen gesungen :

*Komm, komm, Bippele komm !
Ich will dir e Hämpfele Fresse genn,
Ich hab dich jo so lang nimm gsehn !*

Ländler, Walzer und Ringeltänze

Die Ländler sind alte Werbetänze, die sich im Elsass weit ins 18. Jahrhundert hinauf verfolgen lassen. Es sind Paartänze im Dreivierteltakt oder Sechsstücktakt mit Tanzfiguren, die dem Charakter von Liebeswerbungen entsprechen. Die alten Ländlertanzweisen, liebe, anmutige Klänge unserer früheren Dorfmessti, bestehen nur aus zwei Sätzen von je acht Grundtakt. Sie wurden nach derselben Tonart gespielt und auf den Tanzböden beliebig wiederholt. Vom einstigen Figurenreichtum dieser alten Ländler hat sich nicht viel ins 19. Jahrhundert hinübergerettet. Aus seiner Schlussfigur aber haben sich die elsässischen Bauernwalzer entwickelt. Schon um 1820 hat man auf unseren Messti nach Ländlertanzweisen Walzer getanzt. Vom Elsass aus hat die aus dem Schlussteil des ehemaligen Ländlers entsprungene Tanzart ihren



~Hahnentanz~

Weg nach Innerfrankreich genommen und kam von dort als « Valse » wieder ins Elsass zurück. Ein charakteristisches Ueberbleibsel vom ehemaligen Figurenreichtum des Ländlers ist der elsässische Ringelwalzer. Er wurde bis um 1850 auf allen Dorfmessti und Kilben getanzt. Die persönliche, zierliche Tanzkunst kam dabei mehr zur Geltung als beim gewöhnlichen Walzer. Beim Engagieren hob der Bursche seinen langen Flügelmutzen leicht in die Höhe und tanzte vor der Maid, die aufstand und ebenfalls tanzte, den Rock beiderseits hebend. Dann gab man sich die Hand und tanzte gleich weiter. Der Bursche fasste mit seiner Rechten die Linke des Mädchens und hob sie in die Höhe. Dann wiegten beide tanzend den Körper mit zierlicher Anmut seitlich in verschiedener Haltung, und zugleich drehten sich beide im Tanze um die hochgehobenen Hände im Kreise herum. Diese Ringeltänze sind nach 1850 ausgestorben, nur das « Schlüpfeln », das dabei üblich war, hat sich erhalten. « Schlüpfeln » ist die Verkleinerungsform

von « schlupfe » = schlüpfen. Das Mädchen tanzte unter seinem Arm den Ringelwalzer weiter, während der Bursche im Tanzschritt geradeaus ging. Das Liebeswerben der Ringelwalzer gab bei aller Fröhlichkeit dem ausgelassenen Messtivolk oftmals Anlass, in einem übermütigen, verweise von einem lustigen Dralalala unterbrochenen Walzerliedchen dem Zweifel an Gegenliebe und Treue Luft zu machen :

*Auf der Höh' wachst der Klee,
Trööj nur kem Mäidel meh!
Hab schun emol eim getrööjt,
's het mich gräusam wüescht gerööjt.*

Die Maiden aber bestätigten den alten Eriahungssatz, indem sie ihrerseits einmütig mitsangen: « Trööj nur kem Büerschtel meh! »

Polka, Mazurka und Schottisch

Gegen Ende der 1840er Jahre kam zu den üblichen Hopsern, Hoplern, Springern und Walzern von der Stadt her die Polka aufs Land, die anfangs auf den Bauernmessti als etwas Neumodisches grosses Aufsehen erregte, aber doch nach und nach die Galopptänze, den alten Hople und Hopser verdrängte. Nicht viel später kam die Mazurka (« Masürka ») auf, ferner der Schottisch oder der « deutsche Polka » (Rheinländer), während die Polka einfach als der « welsch Polka » bezeichnet wurde. Bald wusste auch die ganze Messtigesellschaft die neuen Tänze zu tanzen. Kein Bäwele und kein Gretele und kein Mejele blieb dabei sitzen oder vielmehr stehen. Alles musste auch im neuen hüpfenden Polkaschritt mitmachen. Und wenn sich ein Bäwele schüchtern und pochenden Herzens in der Reihe der Tanzpaare versteckt hatte, wurde es schon von dem Liebsten gefunden, ein unbeutendes Vorkommnis, das aber durch das Bäwele-Polkaliedchen vom ganzen Messtivolk gefeiert und als Trio zur grossen Freude des Burschen zweistimmig mitgesungen wurde. Wie lieblich und melodisch klan-

gen doch die Terzakkorde in zwei Oktaven bei dem Liedchen :

*Bäwele, dü kleinj Krot,
Bisch jo so wit unte,
Hab 'dich schun so lang gesuecht,
Awer nit gefunde!*

Biedere Dorfmusikanten haben einst zu diesen Messtifänzen aufgespielt. Sie waren meist aus mehreren Dörfern bunt zusammengewürfelt und zusammengetrommelt. Richtige Dorfkapellen gab es vor 100 Jahren noch kaum. Die alten, trinkfesten Dorfmusikanten, ehrbare, bäuerliche Handwerksmusiker, spielten ihre volkstümlichen Weisen aus dem Gedächtnis, wie Volkslieder gesungen und zersungen wurden. Die meisten konnten überhaupt keine Noten lesen. Deshalb sind Aufzeichnungen altelsässischer Messtimusik durch Dorfmusikanten, selbst in primitiver Form, so selten überliefert. Abwechslung brachten in diese Rundtanzmusik der Messti, die ab und zu durch Vierzeilenliedchen gewürzt war,

Singtänze, Schautänze und Tanzspiele

Die bäuerlichen Singtänze, die auf keinem alten Messti fehlten, sind viel älter als die üppigen Vierzeilen-Tanzliedchen, welche zu der üblichen Rundtanzmusik gerne gesungen wurden, wenn einmal durch das Tanzen schnellere Blutzirkulation erlangt und manche schwere Zunge in Weinfröhlichkeit gelöst war. Die alten Singtänze sind weniger keck und ausgelassen als die oft sehr derben Vierzeiler, sie tragen alle sehr eigenartige, volkstümliche Namen und reichen zum Teil bis ins 16. Jahrhundert zurück wie der « Blau-Storchen-Tanz », in dem das Heidenrösleinmotiv anklingt :

*Hesch dü de blöüje Storike nit gesehn?
Ar isch ins Herre Garte gewenn,
Ar het gebroche e Rösele rot,
Es het gelitte de bittere Tod.*

Der alte Fruchtbarkeitsritus, der im 16. Jahrhundert in diesem kultischen Singtanz verhaftet war und ihn zum eigentlichen Ernte- und Messtanz werden

liess, ist längst verwischt und vergessen. Beliebte waren auf unseren alten Bauernmessti weiterhin Singtänze wie der « Kirschebrecher » (« Maidel kumm, mir wölle Kirsche brache ») und der « Rütsch hin, rütsch her », ein alter Wechselhupftanz. Zu den Wechselhupfen, die Figurentänze sind, kamen noch andere Figurentänze, die sogenannten « Klatsch-, Patsch- und Stampftänze », zu denen ebenfalls gesungen wurde, so der « Schüfelniner », der « Näujelschmied », der « Dragünertanz », der « Kikeriki », der « Buechelklopfer » u. a. m. Ein sehr merkwürdiger, alter Messtisingsanz mit Taktwechsel von Walzer- und Hopletempo ist der « Heustock ». Das bekannteste Tanzschaustück der Burschen am Messti war ein alter Männersinganz, der « Siebenersprung », der heute noch hie und da auf den Messti getanzt wird und grosse Anforderungen an die körperliche Geschicklichkeit und Ausdauer der Tänzer stellt :

*Kannsch dü äü de Sewenesprung?
Kannsch dü äü guet danze?
Danze wie e Edelmann,
Danze wie min Schätzele kann?
Zuem erschte, zuem zweite, zuem dritte usw.*

Geschicklichkeitstänze sind auch der « Eiertanz », der « Holzäpfler » und der « Katzentanz ». Die bereits erwähnten eigentlichen Erntetänze, der « Blau-Storchentanz », der « Hahnentanz » und der « Siebenersprung » sind ihrem Ur-

sprung nach alte Kulttänze, die auf den Messti der Erntezeit immer getanzt wurden. Sonst brachte das Tanzvolk den Erntesege beim Messtitanz auch dadurch zum Ausdruck, dass es mit Sträussen und Kränzen von Backwerk tanzte. Zu diesem Zweck wurde Reisig mit Kücheleteig umwunden und so in Oel gebacken.

*
**

Die altheimischen Messtitänze mit ihren bodenständigen, einfachen und leicht einprägbaren Melodien sind heute von den Tanzböden fast restlos verschwunden. Sie sind von modernem und modernstem, ganz artfremdem Import verdrängt worden. Dadurch wurde bei dörflichen Festen, vor allem beim Messti, unseren Bauern Herz und Sinn den Gaben der Heimat und der Väter entfremdet. Die fremden Tänze vermögen im Grunde gesundes bäuerliches Empfinden nicht zu befriedigen, weil sie der eigenen Lebensauffassung nicht entsprechen und daher leere Formen sind. Die eigentliche, leiblich-seelische Bewegtheit elsässischen Wesens kam im alten Messtitanz zum Ausdruck. Das Elsass zeigt in ihm seinen eigenen Musikdialekt, wie es auch seine eigenen Trachten und Mundarten mit besonderem Tonfall hat, der vom schweizerischen und badischen abweicht wie auch die alte, echte elsässische Volkstanzmusik.

J. LEFFTZ.



Elsässischer Volkstanz: nach einem Kalender 1778

f den
wur-
den
n da-
sträus-
anzte.
it Kü-
el ge-

mit ih-
und
heute
s ver-
m und
mport
e bei
Messti,
n Ga-
t frem-
en im
finden
eige-
rechen
igent-
säs-
stifanz
in ihm
ie es
Mund-
t, der
en ab-
säs-
FTZ.

778

Der Maler Henri Beecke

feierte am 4. April 1952
seinen 75. Geburtstag



HENRI BEECKE, der am 4. April vergangenen Jahres in körperlicher und geistiger Rüstigkeit seinen 75. Geburtstag gefeiert hat — er ist 1877 in Strassbourg geboren — erinnert mich an die Zeit, in der der Umgang mit den Menschen noch nicht das hässliche Misstrauen kannte, das zwei Kriege als fast unausrottbares Unkraut in der elsässischen Seele aufwuchern liessen. Es war die Zeit, da man Geist nicht mit unflätigem Witz verwechselte und Vornehmheit des Herzens nicht als überflüssigen Ballast abtat. Reichtum war noch nicht Selbstzweck zu egoistisch rücksichtslosem Geniessen, sondern bedeutete Mehrung der Möglichkeiten, an der Hebung der Kultur teilzunehmen. Diese als Pflege der Künste und der Wissenschaft war das untrügliche Merkmal einer auf echte Geistes- und Herzensbildung bedachten Gesellschaft.

Hohe Kultiviertheit verrät in diesem Geiste das Werk eines Henri Beecke, dessen Anfänge in jene Tage zurückreichen, wo Wissen und Können noch die verdiente Anerkennung fanden. Sie wurde dem jungen Maler schon in seiner ersten Ausstellung 1906 im Elsässischen Kunsthaus zuteil. Seitdem ist ihm der Erfolg treu geblieben. Er war regelmässig auf den internationalen Ausstellungen von Rom und Pittsburgh (Carnegie-Institut) vertreten und sicherte sich schon damals als Porträtmaler einen festbegründeten Ruf. Seine Art der Menschendarstellung, die ahnungsvolle Erfassung der Psyche, der bei aller Wirklichkeitstreue immer vornehme Ausdruck offenbaren einen Künstler von Geschmack. Auch in seinen Landschaften, Stilleben und Blumenbildern verspürt man das grosse Wissen um das Ding an sich.



Unbestrittene Einflüsse von Manet, Trübner, Leibl, Raffaelli und Fantin-Latour haben seine Technik zu höchstem Raffinement gesteigert. Er hat früh seinen persönlichen Ausdruck gefunden. Sein Stil ist gepflegt. Aus ihm sprechen Zartheit des Empfindens und reife Selbstkritik, die nur das vollendete Kunstwerk als würdig gelten lässt.

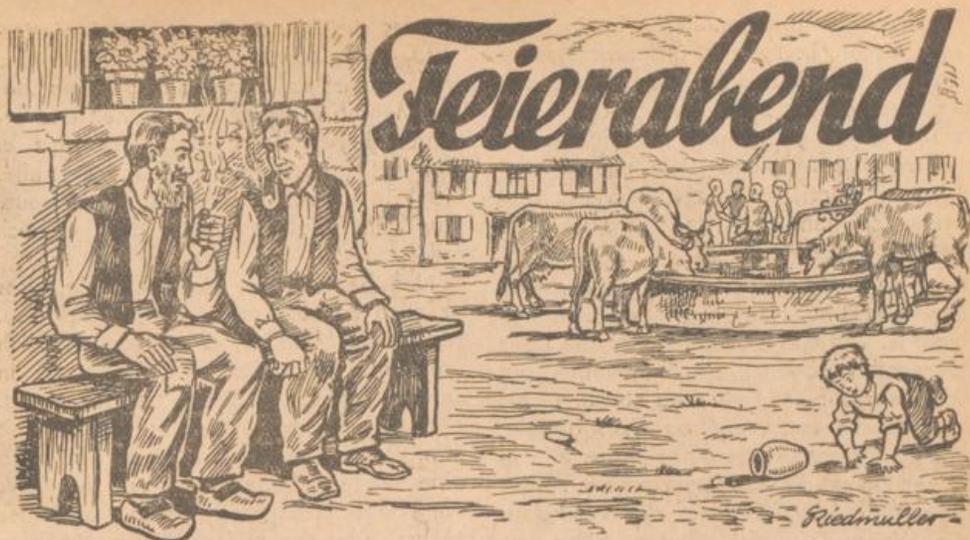
In der Besprechung seiner jüngsten Ausstellung im vergangenen Jahr schrieb ich u. a.: «Beecke war nie ein Umstürzler. Er besitzt Tradition und hat die Wohltat einer gründlichen zeichnerischen Ausbildung nie verleugnet... Beeckes ganzes Schaffen ist eine ergreifende Huldigung an das Schöne. Sie erfreut den Kenner und zwingt auch den Alltagsmenschen in seinen Bann.»

Henri Beecke hat sein ganzes Leben der Kunst geweiht, ohne sich einem bindenden Ismus zu verschreiben. Er ist ein Eigener geblieben, vor dessen Persönlichkeit sich auch die Jüngsten voller Achtung beugen. Selbst wenn er

sich auf anderen Bahnen bewegt, verschliesst sich keiner der Tatsache, dass unser Künstler etwas kann, wovon jeder überzeugt wird, der ein Bild des Malers näher betrachtet.

Paul CASPER.





IN der warmen Mulde zwischen dem Bach und dem Berg liegt unser Dorf, vom schaumigen Grün der Wiesen umspült, oder im Schnee begraben, oder, wie das Jahr fortschreitet, mit den wechselnden Farben der Gärten und Äcker geschmückt. Ein Hexenring von braunen Schwämmen, so stehen die Häuser ängstlich eng um den runden Platz. Hier und dort ist eines aus der Reihe gestreut und der Wildnis ausgesetzt. Nun hockt es wieder sicher hinter seinem Zaun. Die schlimmsten Zeiten sind vorüber; es hat auch einen eigenen Brunnen vor der Tür, und ein Karrenweg führt vorbei. Aber der es einst dorthin baute, der war doch ein Waghals, einer von den querköpfigen Leuten, die sich keiner Ordnung fügen wollen.

Einer von diesen baute sogar eine Burg hinterwärts auf den Kegel. Er dachte wohl, wenn da ein Haufen Bauern die Suppe kochte, so sei es Gottes Wille, dass einer dazu käme und das Fett abschöpfte. Aber er fuhr nicht wohl dabei. Die Hütten stehen alle noch; seine Burg

ist längst zu Schutt verfallen. Nur er selber blieb an der Kirchenmauer lehnen, in Stein gehauen und auch nicht mehr recht ansehnlich. Zu Lebzeiten mochte er wohl mit seinen eisernen Hosen rasseln und gewaltig durch den Bart schnauben, aber jetzt ist der Ritter nur noch ein Kinderschreck. Die Mütter sagen, er ginge nach dem Abendglockenläuten um und bisse allen Knaben die Nase ab, die er noch auf der Gasse träte, aus unversöhnlichem Groll, seit ihm einer von ihnen seine eigene mit der Schleuder aus dem Gesicht geschossen hat.

Gleichviel, er war der letzte Herr, den die Dorfleute duldeten; später sind sie unter sich geblieben. Nur zwei Giebel heben sich stattlicher aus der Reihe, nämlich das Wirtshaus und das gemauerte Krämerhaus.

Für einen Fremden hat unser Dorf nichts Grossartiges vorzuweisen. Aber wir leben hier; und wenn man das einmal überdenkt, ist es doch auch wieder nichts Geringes, eine schöne runde Welt; es wohnt sich wohl darin. Alles

zusammengenommen, sind wir ein grosser Haufen Leute mit unserem ganzen Handel und Wandel; das spinnt sich weit zurück ins Schattenreich der Toten und trachtet weit voraus ins ungeborene Leben. Und das weiss jeder, wieviel Verwirrung schon ein einzelner Mensch zu seiner Zeit anrichten kann; es ist nicht wenig.

Narren und Weise leben unter uns, Übeltäter und Heilige — nein, Heilige nicht! Denn das ist auch wahr: die ganz Gerechten mögen ja für den Himmel gut sein, hier auf der Erde sind sie für nichts zu gebrauchen. Wenn es Gott gefiele, und er sammelte uns eines Tages alle in seiner Hand, die Kinderschar vom Anger weg, die Mannsleute aus der Werkstatt, die Weiber aus den Gärten, höbe uns weg und streute diese Handvoll über einen neuen Stern wie Samenkörner, gleich ginge die Saat auf, und es fehlte gewiss kein Kraut und Unkraut aus dem bunten Lebensgarten, der hier auf dem Erdenrund wuchert und seiner Weisheit Sorgen macht.

Die Liebe blühte, und brennrote Leidenschaft, das Dickicht der Laster schösse empor und was sonst der Böse heimlich dazwischenstreut; aber das Gute doch auch, das unzerstörbar aus dem Verborgenen wirkt.

Nun, er lässt uns gewähren und recht und schlecht miteinander leben. Zuweilen treibt es wohl einen in die Stadt, in die Fremde hinaus. Mit dem Goldklumpen seiner Einfalt zieht er davon und denkt, einen grossartigen Handel damit anzufangen und sein Glück zu machen. Ja, freilich! Die Einfalt wird er bald los, sonst auch noch allerlei. Nach Jahr und Tag ist das Erbe vertan, und er kommt doch wieder zurück. Reicher ist er nicht geworden, gescheiter auch nicht.

Eine Weile geht er umher und kann nichts Rechtes anfangen, ein Mensch voll Misstrauen, ein verzagter Mensch. Aber es währt nicht lang, und er wird ruhiger. Was ist es denn, das ihn getröstet hat?

Dass die Dinge, die er dabei wiederfand, so beständig sind, so ehrlich und treu, das ist es. Denn so viel Arges dieser Mensch in der Welt gesehen und erfahren haben mag, erst jetzt wird er gewahr, dass er das schlimmste aller Übel in sich selber verbirgt, die Untreue. Nur den Treulosen lässt Gott wirklich fallen.

Nun begreift der Heimgekehrte, dass er auch so sein müsse, wahr und treu. Mit einem Male hat er wieder Lust, sich umzutun; er verliert das Zögernde in seinem Schritt, das Bittere um den Mund.

Er lebt wieder unter uns und wir mit ihm. Nach Feierabend sitzen wir gern eine Weile nebeneinander auf der Bank vor dem Haus und hören, was der Mensch von der weiten Welt zu erzählen weiss.

«Ach», sagt er, «so einfach ist das alles nicht, nein, es ist viel einfacher.»

Auf den Bänken sitzen wir in der Zeit der langen Abende im Frühsommer, wenn die Arbeit auf den Feldern noch nicht drängt, auch im Herbst, sobald das Korn eingebracht ist. Man hat sein Tagewerk getan und überdenkt es jetzt noch einmal, nichts Aufregendes, ein wenig Ärger, ein wenig Spass, und doch, man legt das alles hinter sich und gibt sich ganz dem Frieden dieser Stunde hin. Es ist wie Heimkehr, so, als träte man in den Kreis der Dinge zurück, die so gelassen in sich selber ruhen.

Da liegt der Platz im verlöschenden Licht, die Augen wandern gemächlich in die Runde, und die Gedanken folgen langsam nach. Sauber ist das alles, so aufgeräumt und freundlich. Blaue Rauchfäden steigen aus den Kaminen, der Abendwind kommt sacht herbei und schnuppert daran herum, schlendert die Häuser entlang und bringt einen würzigen Geruch nach Sauerkraut und Schweinerippchen mit sich.

Dann und wann geschieht etwas auf dem Platz, aber eins nach dem andern, es überstürzt sich nichts. Jetzt treiben die

Knechte das Vieh zum Brunnen; eine Weile stehen sie hinter dem Trog und schwatzen miteinander. Und so sehr verliert man sich allmählich in diesem dämmrigen Schauen, dass einem ist, als hätten die Geschehnisse nicht mehr ihren gewöhnlichen und nüchternen Sinn, sondern einen ganz anderen, tiefen, geheimnisvollen.

Gegenüber läuft ein Kind aus der Tür; es trägt einen Topf in beiden Händen; aber nun stolpert es und fällt hin. Der Topf rollt davon. Da liegt das Kind im Sand und schreit erbärmlich. Was mag daraus werden? Kommt ihm niemand zu Hilfe?

Doch, sein guter Engel schwebt herab und verscheucht den Bösen, der dem Kind ein Bein gestellt hat. Er setzt es wieder ordentlich zurecht, wischt ihm die Tränen fort und flüstert ihm etwas ins Ohr. Das Kind hört aufmerksam zu; dann holt es den Topf herbei und fängt an, kleine Steinchen darin zu sammeln.

Soweit wäre also die Sache vortrefflich geschlichtet, wenn nicht jetzt die Mutter gelaufen käme und dem Kind den Topf wieder entrisse, weil sie es zum Epicier geschickt hat und nicht, damit es Strassendreck in ihrem Hafen sammle. Aber das konnte wieder der Engel nicht wissen; er schlägt die Flügel und rauscht davon.

Freilich, unsereins zieht eine Lehre daraus. Auch das Geringste wird zum Gleichnis, wenn man zum Sinnieren aufgelegt ist. Wie dieses Kind, denkt man, bist du selber unterwegs mit deinem Topf in Händen und meinst, du dürftest dich auf deine Weise trösten, wenn dich ein Unheil zu Fall gebracht hat. Aber das ist nicht so; zuletzt musst du doch berichten, was dir am Anfang aufgegeben wurde.

Mit der Weile kommt die Dämmerung, die unbehütete Stunde zwischen Tag und

Nacht. Stille sinkt vom Himmel auf das Dorf herab; die Vögel schweigen auch und alle geschwätzige Kreatur. Es öffnet sich gleichsam das Tor der Dunkelheit, damit die Stimme des Unvergänglichen wieder hörbar wird, ein letzter Nachhall des gewaltigen Schöpfungsgesanges, den Gott in seiner Jugend anstimmte, als er die Welt erschuf. Wasserrauschen, Windgeflüster aus Laub und Gras und vor allem jener unirdische Klang aus der Himmelstiefe, den wir mit Ohren nicht hören, nur als Widerhall in der eigenen Brust.

Dann und wann kommt noch ein erstickter Ruf, ein Gelächter vom Hügel herab, wo die Burschen unter den Stauden sitzen und ihre Mädchen umarmen. Auch das gehört dazu; das ist immer so gewesen.

Für uns ist das vorüber. Wie lang ist es vorbei? Ach, Kindheit und Jugend, traumschnell vergangen, und dann ein paar Jahre tätigen Lebens, und unversehens ist man schon unterwegs auf der letzten Strasse.

Die Turmuhr schlägt. So still ist es, dass man das alte Treibwerk weithin rasseln und stöhnen hört, wenn der Hammer ausholt und auf die erzene Brust der Glocke fällt. Unten im Portal steht schon der Sakristan bereit und zählt die Schläge mit. Sobald der letzte verhallt ist, zieht er an den Strängen zum Abendläuten. Die kleine Glocke zuerst mit ihrem hastigen Gestammel und dann die schwere hinterdrein, deren Klang so gross und schwellend heranrollt, als antwortete Gottvater selbst mit einem Wort des Trostes auf das ängstliche Nachtgebet der Menschenkinder.

Einer und der andere steht auf und klopft die Pfeife aus. Es wird Zeit, ins Haus zu gehen.

Jean-P. OLIVIER.

→ **Wollen Sie eine Armbanduhr gewinnen? Ja!** ←

Dann sehen Sie unsere Preisrätsel auf Seite 144 - 145



(Photo Marasco, Strasbourg)

DIE ABTEI THOLEY

EINST UND
JETZT

DURCH die Wiederbelebung der Benediktiner-Abtei Tholey im nordöstlichen Saarland 1949 wurde auch das geschichtliche Interesse für diese spätantike kirchliche Siedlung in weiten Kreisen erneut geweckt. Aus den gegenwärtig vorliegenden trümmerhaften Nachrichten über Tholey sei hier ein kurzer Bericht über die Abtei gebracht.

Den Anfang der Abtei Tholey bringt die Sage mit dem bekanntesten Heiligen des Saargebietes in Verbindung, mit dem hl. Hirten Wendelin, der 617 starb und in der Kirche von St-Wendel begraben liegt. Aber schon in der römischen Militärstation Tholey gab es, nachdem um 330 unter Kaiser Konstantin das Christentum Staatsreligion geworden war, wohl eine christliche Betreuung der Soldaten. Aus dieser Militärseelsorge ist dann schliesslich die Klostergründung zu erklären. Mit dem Auftreten der hl. Helena, der Mutter Konstantins, in Trier, darf man auch an die Anfänge der katholischen Glaubensverbreitung in Tholey, etwa um 350, denken. Es ist nicht ausgeschlossen, dass

auch hier christliche Sendboten aus Irland sich ansässig machten und den römischen Glauben verbreiteten. Der hl. Wendelin stammte ja gleichfalls aus Irland. Dass in Tholey eine römische Siedlung bestand, zeigte sich bei Ausgrabungen; dort fanden sich Römermünzen, zwei Goldstücke mit dem Bildnis des Kaisers Valentinian III. (von 425 n. Chr.).

Die ursprüngliche Bestimmung von Kloster Tholey war wohl eine adlige Klerikerstiftung 633 durch den Grafen Grimo; denn alle Klöster aus dieser Zeit setzten sich aus Adelsmitgliedern zusammen; die niederen Dienste besorgten Brüder aus dem leibeigenen Volke. Das älteste geschichtliche Zeugnis über Tholey ist eben das Testament des Diakons Adalgisel mit dem Beinamen Grimo (= der Grimme) vom 30. Dezember 633; dieser Grimo gehörte zum fränkischen Königsadel, war Neffe des Merowingerkönigs Dagobert I. († 639). Grimo vermachte seinen ganzen Grundbesitz der Marien-Kathedrale von Verdun. Eine

planmässige Missionierung durch Benediktiner erfolgte vermutlich erst um 600. Der hl. Benedikt von Nursia, geboren um 480, starb um 550. Danach setzte flutartig eine Ausbreitung des Ordens nach dem Norden Europas ein. Tholey war eine ausschliessliche Bauernsiedlung um die Abtei herum. Das Kloster lag nicht an einer kulturstrategischen Reichsstrasse wie Trier, Mainz, Köln oder Strassburg.

Der Name Tholey entstand aus « castrum Teulegium » (= Tholey). Teulegium ist wohl verwandt mit « tegula » (Ziegel); daher kann man vermuten, dass in Tholey ursprünglich eine Ziegelfabrik bestand, die für die römischen Villen und Bäder um den Schaumberg und der weiteren Umgegend die dünnen Bausteine lieferte. Wie Tholey ist ja auch Toul und Tuilerien gebildet. Die heutige Abteikirche steht noch auf den Grundmauern eines grossen römischen Badehauses; da man noch jetzt unter dem Altar eine Quelle vermutet, gilt das Kirchengebäude als feucht. Im Bau der Abteikirche besteht eine Aehnlichkeit mit der Liebfrauenkirche zu Trier mit ihrem Übergang vom romanischen zum gotischen Stil. Zwei Glocken der Tholeyer Kirche stammen noch von 1302 und 1454.

Einer der ersten Äbte war der nachmalige Bischof Paulus von Verdun; er hatte 634, weil die Kirche von Verdun zu arm war, die Einkünfte der Abtei Tholey zu seiner Verfügung erhalten. So war die Abtei ein wirtschaftlicher Annex der Kathedrale von Verdun geworden, blieb aber der geistlichen Gerichtsbarkeit des Erzbistums Trier unterstellt. Urkundlich wird ein Kloster Tholey erstmalig in einem Vermächtnis vom 24. September 825 genannt. Papst Nikolaus I. erwähnt 864 in einem Brief an Bischof Hatto von Verdun das Monasterium von Theologium (das ist das Kloster von Tholey). Der Name Theologium für Tholey ist eine gelehrte Wortbildung der dortigen Mönche zur Bezeichnung ihres Klosters als eines Hauses der Gotteslehre (theos

und logos) und sollte den ursprünglichen Ortsnamen « teguleium » (Ziegelei) verdrängen.

Zahlreiche Bischöfe von Verdun waren einmal entweder Abt oder Mönch von Tholey und beim Volk von Verdun sehr beliebt. Jahrhundertlang suchten die Äbte von Tholey ihre Bestätigung in Verdun nach. In Tholey wurde mehr an Verdun gedacht als in Verdun an Tholey; denn Tholey befand sich bereits durch das Testament des Grimo gewissermassen wirtschaftlich in einer Abhängigkeit vom lothringischen Bistum Verdun; ausserdem galt Tholey mit dem Schaumberg geographisch als zu den Vogesen gehörig, und die Vogesen lagen zur Hälfte im politischen Kraftfeld Lothringens. Tholey gehörte kirchenrechtlich näher zu Verdun als zu Trier; man könnte Tholey fast als Suffragan des Bischofs von Verdun bezeichnen. Nur für das Tauf-Christma zahlte die Abtei jährlich 20 Goldstücke an den Bischof von Trier.

Seit ungefähr 920 heisst das Kloster in Tholey Abtei des hl. Mauritius wie noch heutigen Tages. Am Freitag nach Pfingsten fanden die Wallfahrten mit Pferdeprozession zu diesem Heiligen statt. Die Abtei besass ausser Reliquien des hl. Mauritius auch solche vom hl. Wendelinus.

Von 633 bis zum Jahre 100 regierten 34 Äbte in Tholey; ihre verhältnismässig kurze Amtszeit führt auf den Schluss, dass manche von ihnen als Bischof anderwärts länger wirkten. Die Zahl der Äbte von Tholey vom Beginn der Klostergründung bis zum Ende der Abtei in der französischen Revolution wird schätzungsweise auf 80 angegeben; doch wird der jetzige Abt, Dr. Petrus Borne, zur Abrundung als der 90. gezählt. Er ist wohl der erste unter allen Äbten dieses Klosters, der Philosoph, Doktor und Professor der Philosophie zugleich war. Als Äbte regierten dort Herren von der Saar, der Mosel und dem Rhein, von den Nieder-



Inneres der Abtei-Kirche
(Photo Marasco, Strasbourg)

landen, Französisch-Lothringen, der Habsburger und von Luxemburg.

Mit der geistlichen Herrschaft des Klosters war gleichzeitig eine weltliche Herrschaft des Gebietes tätig, die ihren Sitz wohl auf dem nahen Schaumberg hatte und durch einen Grafen ausgeübt wurde; er war Statthalter (Satrap I) und Vertreter des jeweils regierenden Königs. Die Einwohner Tholeys waren Leibeigene des Herzogs von Lothringen oder der Abtei. Sie mussten Frondienste aller Art leisten. Abteigeschichte deckt sich durch mehr als ein Jahrtausend grösstenteils mit Wirtschaftsgeschichte. Seit 1030 war Tholey ein Archidiakonats mit Sitz in Trier. Der Abt selbst war nicht der Archidiakon. Die Abtei führte die Anweisungen des Archidiakons von Tholey durch: die kirchliche Vermögensverwaltung von 154 Pfarreien, die diesem Archidiakonats unterstanden; sie hatte auch die Aufsicht über alle Geistlichen dieser 154 Pfarreien.

Abt Eberwin von Tholey, der grosse Wanderer, war 1022 nach Jerusalem gepilgert und hatte den dunkelbraunen Einsiedler, den hl. Simeon, von dort bis

nach Trier in die Porta Nigra gebracht. Abt Eberwin beschrieb auch das Leben dieses hl. Simeon. Um 1066 regierte Abt Abo, der im Streit zwischen Kaiser Heinrich III. und dem Papst Gregor VI. auf kaiserlicher Seite stand.

Tholey besass das Grab des hl. Cuno, den Kaiser Heinrich IV. zum Erzbischof von Trier bestimmt hatte; auf dem Weg nach Trier wurde Cuno bei Herzog von einem Fels hinab in die Mosel gestürzt und so ums Leben gebracht. 1144 war der 46. Abt Theoderich, der dem Trierer Erzbischof den Eid des Gehorsams leistete. Die Abtei Tholey war wie die Bistümer Verdun, Metz und Toul dem Trierer Erzbistum suffragan (untertan). Papst Innozenz V. nannte in einem Schreiben vom 18. Mai 1276 alle Besitzungen des Benediktinerklosters Tholey, eine grosse Zahl von Einkünften aus Wiesen, Wäldern, Weinbergen, Ländereien, Fischereien, Zehnten und Zöllen. Trotzdem war Tholey keine Konsistorialabtei; denn sie wurde nicht vom Papst vergeben und nicht von ihm besetzt! vielmehr wählten die Mönche selbst zunächst aus ihrer eigenen Mitte ihren Abt. 1398 wurde an der Universität Heidelberg ein Benediktiner von Tholey immatrikuliert: Heinrich von Alben (wohl von Saarlouis). Wieviele fahrende Schüler zogen durch Tholey und aus der Abtei in die Welt!

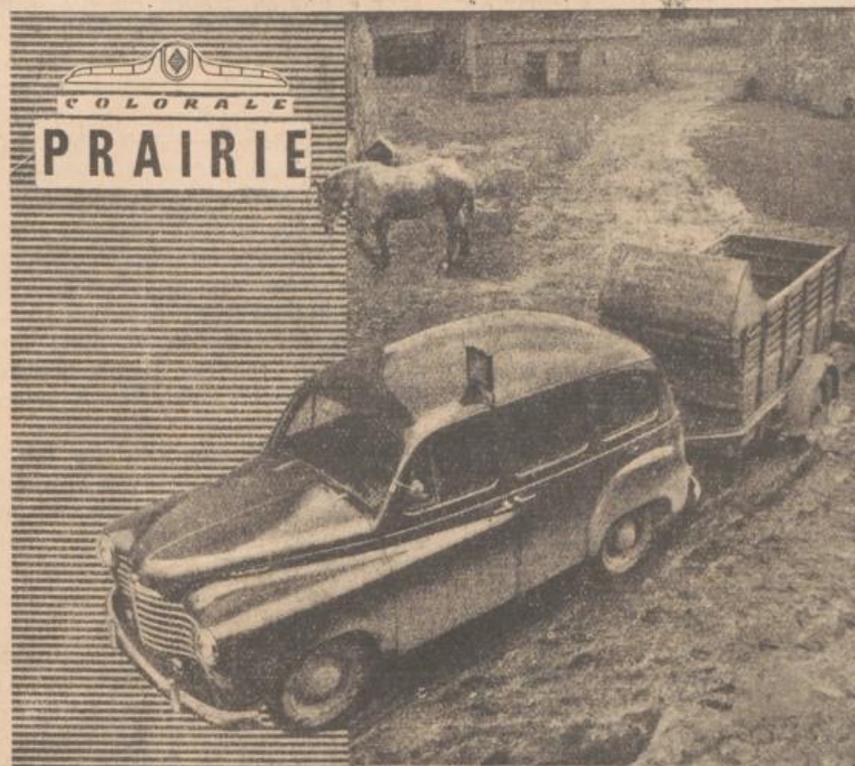
1404 wurde Johannes von Saarbrücken, sicher ein Graf, Bischof von Verdun; dieser Tatbestand lässt nebenbei auf nahe Beziehungen zwischen Saarbrücken und Tholey schliessen. Tholey lag ja im geistlichen Machtbereich des Bischofsvierecks Trier, Metz, Toul und Verdun. Dieses Verdun war übrigens kirchengeschichtlich so bedeutungslos wie Tholey. Im 14. und 15. Jahrhundert sind Angehörige des Adels aus der Nachbarschaft Äbte von Tholey. Nikolaus von Cues (1401—1464), dieses neuplatonische Quecksilber der Renaissance-Kirche, liess sich auch eine Pfründe in der

(Fortsetzung siehe Seite 114.)

bracht.
Leben
e Abt
Hein-
71. auf

Cuno,
ischof
Weg
g von
estürzt
4 war
Trierer
s lei-
e Bis-
Trie-
Papst
reiben
n des
grosse
Wäl-
ische-
m war
nn sie
n und
ählt
ihrer
de an
edik-
einrich
Wie-
n Tho-

ücken,
rdun ;
j auf
ücken
ja im
chofs-
rdun.
rchen-
e Tho-
d An-
chbar-
s von
latoni-
ce-Kir-
in der
(114.)



***“C'est vraiment ce que je
connais de plus pratique.”***

nous disait un exploitant agricole

Pour aller à la foire, vous pouvez atteler une remorque
1.000 kg. : la Prairie a été faite pour cela.

Pour aller de la ferme à l'herbage, vous pouvez emprunter les
plus mauvais chemins : la Prairie passe partout.

Pour aller à la chasse vous pouvez emmener six personnes et
vos chiens : la Prairie est vaste et confortable.

RENAULT
RÉGIE NATIONALE

6/7 PLACES - 800 KG. - 100 KM. A L'HEURE

Pfarrei St-Wendel geben, die 14 Kilometer von Tholey entfernt ist; aber Nikolaus selbst besuchte nie die Abtei.

Um 1483 wurden zur strengen Reformierung des Klosters Benediktinermönche von Maria-Laach nach Tholey versetzt.

Die reiche, nicht fürstliche Abtei Tholey hatte, wie jedes mäzenatisch reiche Stift des Mittelalters wohl stets auch einen wissenschaftlichen Kopf als Licht über dem Scheffel in einem stillen Winkel. Der Benediktiner Johannes Butzbach (1477—1526) von Maria-Laach erwähnt zwei Tholeyer Mönche Gerhard und Wilhelm, die schriftstellerisch tätig waren; doch kennen wir nicht ihre Bücher. Die Klosterschule von Tholey hatte einen guten Ruf. Seit 1494 durfte der Abt mit päpstlicher Erlaubnis die Mitra und andere bischöfliche Abzeichen tragen.

Elsässische und saarländische Bauern machten 1525 bei Herbitzheim (in der Nähe von Saargemünd) einen Sturm auf das Benediktinerinnenstift. Wellen der Aufregung und Bestürzung drangen bald nach Tholey. Ein lateinischer Hexameter am linken Portalpfeiler der Abteikirche lautet: «*captus erat Gallus, coeunt cum rure cohortes*» (= Der Gallier, der Franzosenkönig Franz I., war zu Pavia 1525 durch Kaiser Karl V. gefangen worden, als die Bauernscharen vom Lande sich zum Aufstand vereinigten). Dieser Kirchen-Hexameter erscheint noch heute als gelehrtes und erregtes Geschichtszeugnis über die Gefährlichkeit des deutschen Bauernkrieges. Vierhundert Jahre später jedoch wagte kein deutscher Klosterchronist mehr, mit einem Vers die braune Barbarei für immer zu brandmarken.

Im 16. Jahrhundert (bis 1580) regierten nacheinander sechs Holländer aus der Genossenschaft der Brüder des gemeinsamen Lebens als Äbte in Tholey; sie waren nicht adlig, wie sonst so oft Adlige von der Saar und von der Mosel die Abtei verwalteten; aber diese Holländer

brachten Zucht und Ordnung in das geistliche Leben der wirtschaftlich mächtigen Abtei. Aus dieser religiösen Genossenschaft der Brüder vom gemeinsamen Leben hatte einst auch der grosse theologische Sophist Erasmus geistige Zucht und klassisches Latein gelernt. Wenn aus den Niederlanden hintereinander so viele Äbte für das Kloster Tholey aus der gelehrten Genossenschaft der Brüder vom gemeinsamen Leben erscheinen, so zeugt dies sehr wahrscheinlich auch für eine bedeutende geistige Höhe der damaligen Tholeyer Mönche. In Tholey befinden sich noch heute einige alte Codices, die in der Abtei im 14. und 15. Jahrhundert abgeschrieben wurden; ihr Inhalt betrifft religiöse Dinge, juristische Fragen und medizinische Angelegenheiten.

Im Dreissigjährigen Kriege litt das Kloster Tholey schwer, wie bekanntlich alle solche kirchlichen Oasen und Inseln des Friedens in diesem langen mittelalterlichen Weltkrieg. Häufig mussten die Mönche aus ihrem stillen wohnlichen Kloster in enge, armselige Notunterkünfte flüchten infolge der Truppeneinmärsche bei dem ständig wechselnden Kriegsschauplatz. Im Bauernkrieg wie im Dreissigjährigen Krieg kamen ja die Abteien und die Klöster zuerst und ganz gründlich unter die Räder; sie wurden zu Nestern und Höhlen militärischer Raubtiere.

Mitglieder der Abtei Tholey spielen auch in den saarländischen Sagen eine Rolle.

Der Grundbesitz der Abtei war enorm, so gross wie ein Fürstentum. Im Jahre 1742 besass sie allein in ihrer näheren Umgebung 24 Wälder. In über 190 Orten hatte sie mehr oder minder grosse Güter.

Die Mönche von Tholey waren nicht weltabgewandt, sondern scharfe Beobachter des Zeitgeschehens. Die 190 Ortschaften, die ihnen tributpflichtig waren, spiegelten deutlich genug die Schwankungen, des festländischen Wirtschafts-

lebens. Abt Kaspar (um 1720) liess die stark beschädigten Gebäude der Abtei wiederherstellen. Auch Abt Theobert (1730—1759) tat sehr viel für den Wiederaufbau der Klostergebäude und die wissenschaftliche Bildung der Mönche.

Ein Luxemburger, Maximin Motté, wurde 1759 Abt und regierte bis 1768, obwohl durch einen französischen Subdiakon de Chimay sehr bedrängt, den Stanislaus Leszinsky, Herzog von Lothringen, als Abt einsetzen wollte.

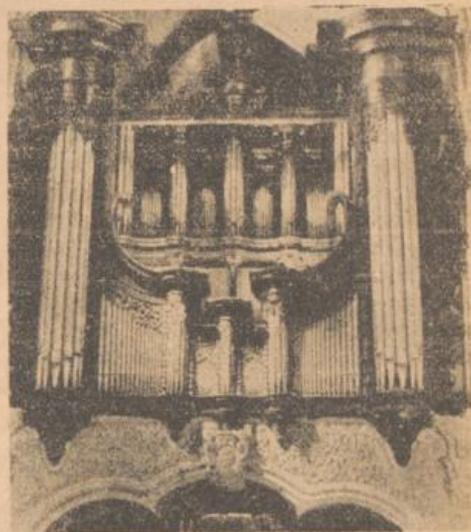
Am 2. November 1789 bestimmte die Französische Nationalversammlung, dass alle Kirchengüter dem Staate gehören. Am 13. Februar 1790 wurden alle Klöster aufgehoben. Aus diesen Vorgängen ist ersichtlich, dass Tholey damals zu Frankreich gehörte. Am 23. Februar 1793 kamen Revolutionstruppen des Generals Bournonville von Saarbrücken nach Tholey und begannen die Zerstörung der Abtei, mit Hilfe der dortigen Bevölkerung. Die Bibliothek und das Archiv der Abtei wurden auf elf Wagen hinaus auf einen Hügel gefahren und mit blinder Wut verbrannt. Reste von Blättern wurden aufgesammelt und noch geraume Zeit als Einwickelpapier in Geschäften verwandt. Die Bevölkerung empfing die Truppen damals mit Begeisterung.

Durch die Verbrennung der Klosterarchivalien in der französischen Revolution wurden die Grundlagen der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte von Tholey vollständig vernichtet. Damit verlor die Abtei auch den Ruhm einer über mehr als tausend Jahre wirkenden Bildungsmacht. Von den zwei Kirchen Tholeys blieb die Abteikirche des hl. Mauritius stehen, die noch heute gut erhalten ist. Die Johanniskirche wurde abgerissen.

Eine wechselvolle, spannungsreiche Geschichte von fast zwölfhundert Jahren ging mit der restlosen Vernichtung des Klosterarchivs unter. Hundertfünfzig Jahre später erlebte Tholey doch noch das Glück einer neuen benediktinischen Wirksamkeit.

1947 beschloss die Generalversammlung aller Benediktineräbte in Rom die Aufhebung des Klosters St-Matthias in Trier und dafür die Wiederbelebung der Abtei Tholey im Saarland, die dann freilich erst 1949 glückte; ihr Neu-Aufbau ist der Wiederentdeckung einer verschwundenen Quelle vergleichbar; aus einer ehemaligen Latifundien-Abtei entwickelt sich jetzt eine liturgische missionierende Geistesstätte.

Unter Abt Petrus Borne beginnt ein neues geistiges benediktinisches Morgenrot über dem Saarland. Dieser Abt war als Philosophieprofessor während seiner zehnjährigen Tätigkeit in Rom von 1937 bis 1947 der scharfsinnigste Kopf unter allen dortigen Lehrern der Weltweisheit. Auch in Tholey pflegt er persönlich mit grossem Eifer dieselbe Wissenschaft; daher haben wir die Gewissheit, nach Jahren ein gewichtiges Werk über die gesamte Philosophie auf deutsch in Buchform lesen und mit reichem Gewinn dauernd studieren zu können; *ut in omnibus glorificetur Deus* (damit Gott in allem verherrlicht werde). EOS.



Die Orgel der Abteikirche

(Photo Marasco, Strasbourg)

Zahnschmerzen

EIN SCHRECKGESPENST ALLER VÖLKER

VON FERNAND CRIQUI

Ein türkischer Soldat begegnete eines Tages einem kleinen Jungen, der in Tränen zerfloss. Der beunruhigte Janitschare erkundigte sich nach der Ursache dieser jammervollen Zähnen. Der Knirps sah ihn aus grossen feuchten Augen an und erklärte zwischen zwei Stosscuffern, er sei von einer Schlange gebissen worden. Der sichtlich beruhigte Türke richtete sich auf und sagte: « Oh, das ist weiter nicht schlimm! Ich dachte nämlich schon, du hättest Zahnschmerzen. »

Diese aus Bosnien stammende Anekdote illustriert den ganzen Schrecken, den bei allen Völkern dieser Dämon, genannt « Zahnschmerzen », hervorgeufen hat. Es ist daher auch keineswegs überraschend, dass wir in dem merkwürdigen Sammelsurium des herkömmlichen Volkswissens auf einige Brocken einer echten, wenn auch primitiven zahnärztlichen Wissenschaft stossen. Trotzdem sind wir allerdings etwas überrascht zu erfahren, dass es die Ägypter vor viertausend Jahren glänzend verstanden, kranke Zähne zu behandeln, selbst Goldzähne herzustellen, und dass sie eine ganze Reihe von Heilmitteln gegen Zahnfistel und gegen Zahnschmerzen überhaupt besaßen. Aber unsere Begeisterung für die altägyptische Wissenschaft flaut etwas ab, wenn wir feststellen, dass die Aerzte jener Zeit sich auch, und vielleicht sogar vorwiegend, mit Zauberei beschäf-

tigten. Sie kannten Zaubersprüche, die die Krankheit vertreiben sollten, wie zum Beispiel diesen hier: « Oh Krankheit, du brichst Knochen und Steine. Verlasse diesen Körper, und begib dich in die Sümpfe und Felder! »

Unter der Vielzahl der volkstümlichen Heilmittel, deren Herkunft oftmals völlig unklar ist, gibt es eine ganze Menge, die unleugbar eine gewisse Wirksamkeit besitzen. Bei vielen anderen hingegen ist nicht die geringste Heilwirkung festzustellen, wenn man von einem nur rein suggestiven Einfluss absehen will. So musste bei den alten Römern die Mutter den Kopf einer Maus abbeißen, wenn sie ihrem Kinde das Zahnen erleichtern wollte. Um gegen Zahnschmerzen vorzubeugen, ist es auch heute noch in manchen Gegenden üblich, eine Maus zum Frühstück zu verzehren, allerdings gebraten, um besser den Anforderungen unserer heutigen Zivilisation zu entsprechen. An anderen Orten lässt man das Kind den ersten ausfallenden Zahn hinunterschlucken, damit es, so sagt man, zeitlebens keine Zahnschmerzen bekomme.

Einige absonderliche Heilmittel scheinen nur zur Befriedigung einer raffinierten sadistischen Neigung gewisser Barbaren erfunden zu sein. So war es üblich, dass die Bauern in Mittelfranken als Mittel zur Linderung



ihrer Zahnschmerzen einem lebenden Krebs ein Auge ausrissen, das sie dann zusammen mit etwas Tabak in einer Pfeife rauchten.

Johann von Gaddesden verwendete am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts Laubfroschfett, um schadhafte Zähne ausfallen zu machen. Das Mittel soll so wirksam sein, so behauptet jedenfalls der Verfasser, dass ein Ochse, der zufälligerweise auf dieses Tier beißt, augenblicklich sämtliche Zähne verliert.

Andere, ebenso sinnlose, wenn auch weniger grausame Heilmittel entspringen einer eindeutig magischen Geisteshaltung. In manchen ländlichen Gegenden von Frankreich ist man auch heute noch davon überzeugt, dass man die heftigsten Zahnschmerzen dadurch los werden kann, dass man einen Nagel mit drei Hammerschlägen in eine Tür schlägt. Findet man in der Pfalz auf seinem Wege einen Käfer, der auf dem Rücken liegt, so beeilt man sich, ihm wieder auf die Füße zu verhelfen. Als Gegenleistung hilft dann das Insekt gegen alle Zahnschmerzen. In anderen Gegenden trachtet man sich des Zahnwehs dadurch zu entledigen, dass man dasselbe durch allerlei höchst geheimnisvollen Hokupokus auf einen anderen Menschen zu übertragen versucht. So braucht man angeblich nur einen Besen in eine Kirche zu werfen, und dem ersten, der die Schwelle überschreitet, werden dadurch die Schmerzen aufgebürdet. Andere Anhänger wieder des magischen Verfahrens, die es allerdings mit der Nächstenliebe etwas genauer nehmen, übertragen ihr Leiden auf die Pflanzenwelt, zum Beispiel auf einen Obstbaum. Sie heben einen Teil der Baumrinde ab und schneiden sodann einen kleinen Span aus dem Stamm. Mit diesem Holzsplitter stochern sie nun so lange in dem Zahn herum, bis derselbe anfängt zu bluten. Dann legen sie den Span wieder

sorgsam an seine alte Stelle zurück, drücken die Rinde wieder an den Stamm und sind nun überzeugt, dass hierdurch die Zahnschmerzen gezwungen werden, aus dem Munde des Kranken in den Baumstamm zu wandern. Da Bäume keine Zähne haben, kann ihnen dieses Verfahren nicht schaden.

Es gibt noch andere magische Heilmittel, die nicht nur eigenartig, sondern vielfach auch höchst gesundheitsschädlich sind. Dazu gehört die über alle Massen befremdende Prozedur, den kranken Zahn mit einem rostigen, von einem Sarg stammenden Nagel zu bearbeiten. Natürlich dürfen dabei Zaubersprüche nicht fehlen.

**

Trotz der Verirrungen dieser absonderlichen Heilzauber wäre es jedoch unbillig, wollte man die alten Bräuche der volkstümlichen Heilkunde samt und sonders verbannen. Denn es gibt in Wirklichkeit in der klassischen Medizin eine ganze Reihe von Heilmitteln, die seit Jahrhunderten vom Volk erkannt und verwendet wurden und deren Wirksamkeit die Wissenschaft voll bestätigen konnte. Bei einigen dieser Mittel gelang es wohl, ihre sedative Wirkung nachzuweisen, während das «Wie» dieser Wirkung zurzeit noch unklar ist.

Im folgenden seien nun einige volkstümliche, erfolgreiche Mittel gegen Zahnschmerzen angeführt.

Zunächst einmal ein rein physikalisches Mittel. Hat man einen hilfreichen Mitmenschen in der Nähe, so kann man seine Zahnschmerzen für einige Zeit dadurch lindern, dass dieser Helfer mit seiner rechten Hand kräftig den Handteller des Kranken reibt; sobald die durch das Reiben entstehende Hitze unerträglich wird, legt der Kranke sofort seine erhitze Hand auf die Wange. Das mehrmals wiederholte Verfahren erreicht etwa dasselbe wie warme Umschläge.

Die Volksmedizin kennt auch sehr gut die ableitende Wirkung heisser Fussbäder, denen eine Handvoll Salz oder Asche zugesetzt wird.

Schnaps ist ein überall bekanntes und gebrauchtes Mittel gegen Zahnschmerzen. In vielen Gegenden nimmt man auch Essig, sei es in reinem Zustande oder als Zwiebelabsud. Diese Flüssigkeiten werden zur Mundspülung verwendet, oder es wird ein Tropfen davon in den hohlen Zahn gegeben.

Gegen Zahnschmerzen preist die Heilkunde des Volkes auch sehr die Breiumschläge (die sogenannten Katalpasmen). Es handelt sich dabei meist um einen Brei aus Mehl oder Pfeffer und Schnaps. Es wird auch vor allem das Senfpflaster (Sinapismus) verwendet.

Ausserordentlich verbreitet ist auch das Auflegen angewärmter, mit Hafer oder ähnlichem gefüllter Musselinsäckchen.

Als sehr zweckmässig erweist sich ferner die Wirkung des Dampfbades, mag es sich hierbei um kochendes Wasser, kochende Milch oder einen Kamillenabsud handeln.

Die Volksmedizin macht sich aber auch sehr mutig an die schwierige Frage der Zahntechnik heran. So verwendet man in Rumänien zum «*Plombieren*» eines Zahnes eine Mischung aus Pfeffer, Knoblauch, Weihrauch und Bilsenkraut (eine Giftpflanze, die übrigens seit Menschengedenken als Arzneimittel Verwendung gefunden hat). Diese Mischung wird sodann mit Schnaps sorgfältig zu einer Paste verarbeitet und damit wäre die Zahneinlage fertig. Aber in vielen anderen Gegenden gibt man sich erst gar keine Mühe mit der Herstellung komplizierter Mixturen, sondern man nimmt seine Zuflucht zu einem Tröpfchen Wachs, das den kranken Zahn verschliessen soll. Da dieses Mittel an und für sich etwas banal ist, hat man nicht versäumt, dasselbe mit



einem Schleier von Geheimnistuerei auszuschnücken. So muss zum Beispiel das Wachs von den beiden Kerzen stammen, zwischen welchen der Priester am St. Blasiustage den Gläubigen den Segen erteilte.

Auch das Unempfindlichmachen der Zahnerven ist für die volkstümliche Heilkunst kein Geheimnis. Die oben erwähnte Paste, deren sich die Rumänen bedienen, um damit einen hohlen Zahn zu füllen, besitzt gleichzeitig eine recht beachtlich anästhetische Wirkung. Ferner wird die Verwendung eines Tropfens Creosot gepriesen, der mit Hilfe von fest zusammengedrehter Watte in den hohlen Zahn gegeben wird. Das Creosot wird mancherorts auf eine sehr originelle Weise hergestellt. Ein Stück Zeitungspapier wird zu einer kleinen Tüte gedreht, angezündet und das sich bildende Creosot schlägt sich als brauner Tropfen auf einem kalten Teller nieder.

Zu allen Zeiten haben die pflanzlichen Heilmittel in der Volksmedizin eine Vorrangstellung bei den Anhängern der Naturheilkunde inne gehabt.

So wird gegen Zahnschmerzen vielfach die Heilwirkung gewisser Kräuter herangezogen, wie Wegerich, Goldrute und ganz besonders Kamille. Der Kamillenabsud wird oft mit Milch zubereitet (der Milch wurden ja stets von der Volksmedizin ganz besonders wertvolle Eigenschaften zugesprochen). Häufig wird der Absud durch ein feines, mit Salpeter bestreutes Leinentuch geseiht. Auch Aufgüsse von in Milch gekochtem Knoblauch oder in Essig gekochten Eichenblättern werden benutzt. All diese Abkochungen bzw. Aufgüsse dienen zur Mundspülung.

Manchmal werden Pflanzenteile auch direkt auf den kranken Zahn aufgelegt. Es werden hierzu besonders die Bertramwurzel und der Meerrettich, sowie in Milch gekochte und zerschnittene Feigen verwendet. Man legt auch eine heisse halbierte Zwiebel auf die Wange.

Man könnte die Liste solcher und ähnlicher Heilmittel beliebig erweitern. Die rein empirischen Entdeckungen der Volksmedizin scheinen ebenso erschöpflich wie die Phantasie ihrer Erfinder. Merkwürdigerweise wurden nicht nur Arzneimittel zur Behandlung der Zähne erdacht, es wurden auch die Zähne selbst als Heilmittel benutzt. Die Tibetaner verwenden noch heute Zähne zur Behandlung der Pocken und Geschwüre.

**

Selbstverständlich haben all die angeführten Heilmittel nur eine rein sedative Wirkung, d. h. sie lindern zwar den Schmerz, haben aber keine eigentliche Heilung zur Folge. Wenn man sich auch, im dringendsten Falle, des einen oder des anderen dieser Rezepte bedienen kann, so darf man jedoch nicht vergessen, dass keines derselben geeignet ist, eine rationelle zahnärztliche Behandlung zu ersetzen. Die Folgen jeder Nachlässigkeit auf diesem Gebiet sind bekannt: lokale Infektionen (Angina, Mandelentzündung, Knochenhautent-

zündung, Entzündung der Mundschleimhaut usw.), sowie Infektionen genereller Art.

Die Zahnärzte mahnen mit grösstem Nachdruck, zur Vermeidung der Zahnerkrankungen, für eine peinliche Sauberkeit der Zähne Sorge zu tragen. Die Bedeutung dieser vorbeugenden Massnahmen wird vielfach falsch ausgelegt. Viele glauben, es genüge, täglich zweimal die Zähne zu putzen, um vor der Zahnfäule geschützt zu sein. Die Erfahrung zeigt jedoch, dass die Karies auch gutgepflegte Zähne befallen kann, während manche primitiven Völkstämme, die für ihre Zähne keinerlei Sorgfalt aufwenden, die Karies nicht kennen. Auch die wilden Tiere werden von dieser Krankheit nie befallen, während unsere Haustiere mit ihrer überzivilisierten Ernährungsweise eine deutliche Disposition für die Zahnfäule zeigen. Um die Karies zu vermeiden, oder um wenigstens ihre unheilvollen Folgen auf ein Geringstmass zu beschränken, ist es vor allen Dingen vonnöten, eine möglichst natürliche Ernährungsart zu adoptieren, die auch eine intensive Kau-tätigkeit erfordert: denn jedes zur Untätigkeit gezwungene Organ verkümmert schliesslich, und dessen Verkümmern kann dann auch allgemeine Störungen im Organismus nach sich ziehen. Das ist nicht nur beim Menschen so, sondern auch bei den Tieren. Man hat zum Beispiel festgestellt, dass bei Eichhörnchen schwere Gesundheitsstörungen auftreten, sobald diese Tiere zu weiches Futter bekommen und ihnen daher die Benutzungsmöglichkeit ihrer starken Nagezähne genommen ist. Womit wir nun aber keineswegs empfehlen, harte Bonbons, Nüsse oder Eisenstangen zu zerbeissen, um möglichst kräftige Raubtierzähne zu entwickeln. Wie überall, so wird auch hier die «goldene Mitte» der beste Wegweiser sein zu dem kostbarsten aller Güter, der Gesundheit.

Fernand CRIQUI



DIE Kreishauptstadt Molsheim besitzt noch eine gewisse Anzahl von Bauten vergangener Jahrhunderte, besonders der Renaissance, und bildet für Archäologen und Kenner alter Baukunst das Ziel einer Studienfahrt. Als Eingang zur Stadt ist noch ein hoher Turm erhalten mit zwei seitlichen kleinen späteren Anbauten. Die sich anschliessende alte Wehrmauer der Stadt ist von Wohngebäuden als Aussenwand benützt. Am Ende derselben steht noch der untere Teil eines runden Eckturms mit Konsolen eines ehemaligen Wehrgangs. Diesem folgt weiter ein grosser Teil der Wehrmauer. Der Wallgraben ist seit einigen Jahren infolge Erdauffüllung nicht mehr vorhanden.

An der Strasse zum Marktplatz wie auch auf diesem sind Gebäude in Holzfachwerk oder Steinbau der Renaissance, mitunter des XVIII. Jahrhunderts, errichtet. Weitere finden wir beinahe in jeder Strasse oder Gasse; besonders aber können wir einzelne Türen oder Fenster dieser Bauperioden in den Höfen der Häuser feststellen.

Auf dem Marktplatz ist besonders das grosse, architektonisch wertvolle Doppelgiebelhaus errichtet, welches heute

die grosse Metzsig genannt wird. Dieser Name wurde dem Gebäude erst in späterer Zeit gegeben, da dasselbe eher als Rathaus, wie in andern Städten des Elsass, errichtet wurde, wie uns die Geschichte dieser Bauten belehrt¹⁾. Die Entwicklung dieser Bauten soll hier nur allgemein erläutert werden.

Wir müssen jedoch zur Kenntnis nehmen, dass vor der mittelalterlichen Zeit die Versammlungen der freien Bürger nicht in geschlossenen Räumen stattfanden. Es wurde hierzu entweder der grosse Hof eines Klosters, der freie Platz einer Kirche usw. gewählt. Ebenso spielte sich der Marktverkehr im Freien ab, und zwar in Planwagen, freien Ständen oder aufgerichteten Buden. Nach und nach musste auch an den Schutz vor Witterungseinflüssen von feineren Waren, wie Stoffe (Wolle und Seide), Juwelen usw., gedacht werden. Es bildeten sich an Häuserreihen die Lauben, wie wir solche noch in manchen alten Städten zum Teil erhalten finden²⁾. Als Folge dieser Lauben können wir uns dann die Errichtung

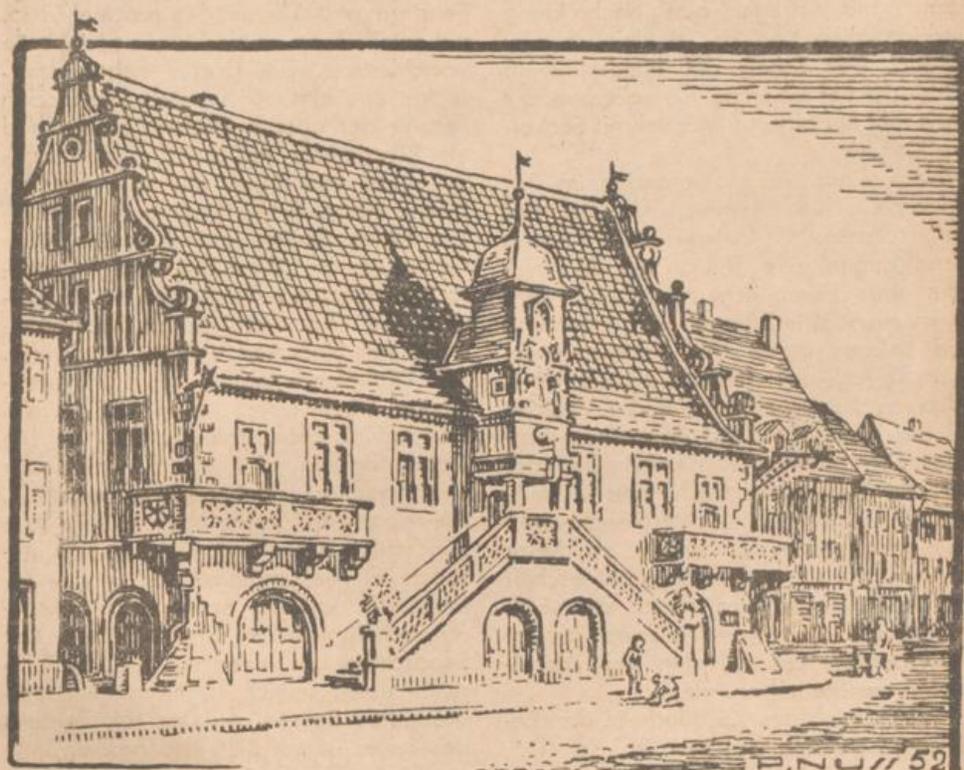
¹⁾ Rathaus in Colmar, Ensisheim, Mulhouse usw.

²⁾ Die Gewerblauben in Strassbourg, der Platz St-Louis in Metz.

eines städtischen Gebäudes mit offenen Hallen im Erdgeschoss denken, wie uns ein solches in Molsheim erhalten ist³⁾. Für Versammlungen verlangte man später auch einen geschlossenen, grossen Saal⁴⁾, und so entstand dann durch die Verbindung der gedeckten Verkaufshalle im Erdgeschoss mit dem Saalbau im ersten Stockwerk das Rat- oder Bür-

mutlich auch das zu beschreibende Gebäude der grossen Metzsig als mittelalterliches Rathaus entstanden. Seinen Architekturformen nach ist seine Bauzeit, abgesehen von einzelnen Bauteilen, in die Mitte des XVI. Jahrhunderts zu setzen.

Das Gebäude ist über einem rechteckigen Grundriss errichtet mit seiner



gerhaus. Selbstverständlich konnte der Saal auch wieder zu Marktzwecken, anderweitigen Versammlungen, zur Gerichtsbarkeit oder gar zu Festlichkeiten verwendet werden. Eine genaue Jahreszahl für die Entstehung dieser Rathäuser kann allgemein nicht angegeben werden. Nach vorstehenden Annahmen ist ver-

Längsrichtung von Südwest nach Nordost. Dasselbe besteht aus einem Erd- und einem Obergeschoss. Ersteres ist von 12 Stichbogengratgewölben, überdeckt, welche über den sechs Tragpfeilern durch Hausteingurtbogen mit beiderseitiger Kehlenprofilierung von einander getrennt sind. Diese Hausteinpfeiler sind als Achteckgrundriss an den Kanten abgefast. Der Raum als ehemalige offene Halle war durch zwölf grosse Öffnungen mit

³⁾ Rathaus in Ensisheim.

⁴⁾ Rathaus in Kayserberg, Colmar, Mulhouse usw.

Stichbogenabschluss zugänglich⁵⁾). Eine Verbindung innerhalb des Gebäudes zwischen Erdgeschoss und dem Stockwerk ist nicht vorhanden. Letzteres bestand ursprünglich aus einem grossen Saal. Acht Steinsäulen trugen profilierte, starke Unterzüge aus Holz zur Aufnahme der Deckenbalken⁶⁾. Von den Säulen ist leider infolge späterer Raumeinteilung nur noch eine einzige vorhanden. Das Kapitäl mit Astragal, eine Nachbildung des jonischen Kapitäls, ist kleinlich ausgeführt. Der Schaft mit quadratischem Grundriss hat allseitige Kannelierung. Die Basis ruht auf einem Piedestal mit Sockelprofilierung.

Nach einer Notiz, vorhanden im Bezirksarchiv, war seinerzeit ein Teil des Erdgeschosses an Metzger als Verkaufstand gegen eine Steuer von 25 Florin vermietet. Vermutlich wurden in dem Raum auch Schlachtungen vorgenommen, wie solches durch das Vorhandensein von Teilen der hierzu erforderlichen Spreizen bewiesen sein dürfte, welche für das Aufhängen und Ausnehmen von Grossvieh dienten. Ausserdem befindet sich im Fussboden noch eine Ablaufrinne zum Abführen des Verbrauchs- und Reinigungswassers⁷⁾. Heute ist dieser Raum als Lager an ein Spezereigeschäft vermietet. Ausserdem dient das Erdgeschoss als Depot der Feuerwehrgewehre. Im Obergeschoss befinden sich Diensträume der Steuerbehörde.

Wenngleich das Gebäude in der Renaissanceperiode errichtet ist, so sind, wie damals üblich, noch Motive der späten Gotik zur Anwendung gebracht, z. B. die Masswerkbrüstungen der Balkone und der Treppe, mit verschiedenen geo-

metrischen Zeichnungen⁸⁾. Weiter sehen wir zweiteilige und dreiteilige Fenster mit schmalen Mittelgewänden, welche in einer gewissen Höhe durch einen Zwischensturz verbunden sind und somit eine Kreuzform in den Fenstern bilden. — Das steile Dach ist an den Schmalseiten des Baues durch Giebel abgeschlossen. Die Ausbildung der Stockwerkfassaden ist durch die Verwendung von dreiteiligen Fenstern und Tür an der rechten Seite, mit zweiteiligen an der linken Seite, eine verschiedene. Die Giebel haben zweiteilige und einfache Fenster. Die runden Fenster der oberen Giebeldreiecke sind als Rundfenster mit nach innen abgescrängten Leibungen und abgetreppter Fläche ausgeführt⁹⁾. Gesimse von geringer Höhe deuten die Geschosse des Dachraums an. Dieselben sind in senkrechter Richtung durch Pilaster verbunden. Die Giebelschräge ist stockwerksweise mit einfachen Voluten abgedeckt. Als Giebelendigungen dienen Wetterfahnen über einer Kugel und einem schmiedeeisernen Volutenmotiv. — Die Gebäudeecken sind durch Eckquader verschiedener Flächengrösse verstärkt. Die einzelnen Steine sind mit glattem Randschlag ausgeführt, welcher eine gespitzte Fläche umrahmt. Die Sockel der Gebäudeeckquader bestehen aus niederen, schräggestellten Strebepfeilern. Der Randschlag der einzelnen Quader umrahmt einen seitlich abgerundeten, feingespitzten Bossen. — Das Hauptgesims des Baues ist mit Blatt und grosser Sima profiliert. Die Gurtgesimse haben eine gotisierende Form aus Schräge, Blatt und Kehle. Auf einer grossen Anzahl von Steinen findet man Steinmetzzeichen in ähn-

⁵⁾ An den Giebelseiten je drei, an der Hinterfront vier, an der Platzfront zwei Oeffnungen, welche z. T. als Fenster und Türen umgeändert sind.

⁶⁾ Die Zahl der Säulen ist durch Ansätze an den Unterzügen nachweisbar.

⁷⁾ Es ist anzunehmen, dass durch den Schlachtbetrieb das Gebäude den Namen Metzsig im Volksmund erhalten hat.

⁸⁾ Die Balkenbrüstung linksseits der Treppe war einer alten Zeichnung nach ursprünglich nicht vorhanden und ist vermutlich für Erhaltung der Symetrie der Fassade des Platzes später hinzugefügt worden. Die Balkonplatten werden von profilierten und mit Akanthusblättern geschmückten Konsolen getragen.

⁹⁾ Eine ähnliche Oeffnung ist an der Ruine Hohbarr noch erhalten.



lichen Formen, wie solche an dem Bau des Hôtel du Commerce in Strasbourg vorhanden sind. — Der Zugang zum Stockwerk erfolgt durch eine zweiarmige monumentale Treppe, über deren Austrittspodest sich ein Türmchen erhebt. Das Podest ist als kleine Vorhalle ausgebildet und mit einem flachen Gratgewölbe überdeckt. Mit Rücksicht auf die Jahreszahl 1607 ist anzunehmen, dass diese Halle ähnlich wie am Rathaus in Mulhouse vorerst mit einem kleinen Dach überdeckt war und der Oberbau zum Anbringen von Zifferblättern hinzugefügt wurde. Das untere derselben zeigt in vier römischen Zahlen die Viertelstunden an; das darüberliegende grössere Blatt gibt uns mit 12 vergoldeten Ziffern die Stunden und die Viertelstunden an. Seitlich desselben stehen zwei Engel, welche mit beweglichen Holzarmen auf den

seitlich angebrachten Glocken die vorgenannten Zeiten schlagen. Eine von Säulchen getragene, abgerundete Gsimbsbekrönung umgrenzt eine Scheibe zur Angabe der Mondphasen. Die vergoldete Mondscheibe bewegt sich auf einem blauen Grunde. Die Statue einer Muttergottes mit dem Jesuskind dient als Bekrönung dieser nützlichen als auch dekorativen Zeitenangaben. Für die Dachform des Türmchens ist das sog. Glockendach mit Schieferdeckung gewählt und endigt ähnlich wie die Giebel mit einer Kugel und einer Wetterfahne. Die Ableitung des Wassers der Flachziegeldeckung des Gebäudes erfolgt durch dekorativ ausgebildete Wasserspeier mit Delphinköpfen, deren Ausladung von schmiedeeisernen Konsolen unterstützt wird.

Nach 1870 bis zur Errichtung eines Neubaus im Jahre 1908 hatte das Amtsgericht seinen Sitz in dem Gebäude. Dasselbe wurde im Jahre 1920 als geschichtliches Denkmal klassiert. Eine Instandsetzung der Aussenflächen und des Daches erfolgte 1931/32 unter der Leitung des Service des Monuments historiques in Strasbourg. Als weiterer Schmuck des Marktplatzes soll noch der schöne Brunnen der Renaissanceperiode mit seinem Bassin und der Mittelsäule genannt werden, welcher anscheinend in der Bauperiode des Rathauses errichtet wurde¹⁰⁾. Hoffen wir, dass beide Bau- denkmale vergangener Zeiten dauernd als Wahrzeichen der Stadt Molsheim erhalten bleiben.

C. CZARNOWSKY.

¹⁰⁾ Diese Art Brunnen sind unter dem Namen Stockbrunnen bekannt.

BANDAGISTE - ORTHOPÉDISTE Eugène STROHMENGER

Maitre-Bandagiste Diplômé - 4, rue de la Brigade Alsace-Lorraine - STRASBOURG - Téléphone 402.03
Succursale: SAVERNE II, rue Poincaré

Spezialitäten: Plattfusseinlagen, Bruchbänder, Leibbinden, orthopädische Korsetts, künstliche Glieder und Apparate - sämtliche hygienischen Artikel
Lieferant sämtlicher Kassen und Centre d'Appareillage Strasbourg



DER STRASSBURGER MÜNSTERORAFFE

(Dessin Vix-Beulay)

WIR moderne Menschen brauchen zum Verständnis eines mittelalterlichen Bauwerkes mit seinem Figurenschmuck einen Erklärer. Trotzdem wird nicht immer alles ganz klar. So zum Beispiel stellen wir uns nur mühsam vor, wie der Roraffe an der grossen Münsterorgel, im hinteren Teil des Längsschiffes, « gewirkt » hat.

Tracht und Ausführung weisen auf das Ende des 15. Jahrhunderts hin. Ausserdem wissen wir, dass die Orgeldekoration in den Jahren 1489-90 erstellt wurde. Im Zuge der Erneuerung sind so auch die

Figuren angebracht worden. Doch sie teilten manchmal ihr Schicksal mit dem des Gotteshauses. Als man bei den Stützungs- und Neufundamentierungsarbeiten des grossen Turms von 1904 bis 1926 den Hochbau des Langhauses mit dem Turm enger verband, mussten die Figuren an der grossen Orgel abgenommen werden. Erst für die Einweihung der Orgel vom 7. Juli 1935 nahmen sie wieder ihren alten Platz ein, aber nicht für lange: der zweite Weltkrieg rief sie wieder herab. Im Monat Mai 1952 brachte das

Münsterbauamt sie wieder in die Höhe. Ihre Farbe wirkt noch besser, solange weisses Glas gegenüber in den Ersatzrahmen steht. Es wird zurzeit erst das dritte Hochfenster eingesetzt.

Die Orgel von 1385, die Andreas Silbermann 1714 überarbeitet hat, war schon 1489 umgeformt worden. Der Orgelfuss stammt vielleicht von dem damaligen Münsterwerkmeister Michael von Freiburg (Parler) mit drei seltsamen, beweglichen Figuren. Das Mittelstück hängt weit von der Orgel ab; es endigt in einer Blume, aus der vier musizierende Engel herauschauen. Auf dem Knauf steht ein goldener Löwe, worüber rittlings Samson sitzt. Er trägt das Gewand eines eleganten Junkers vom Königshof in Prag mit geschnörkeltem Bart und langen Ringellocken. Er öffnet des Tieres Rachen. Links steht ein Herold, dessen rechtes Hosenbein rot und dessen linkes weiss (die Stadtfarben) ist, mit einer Trompete in der Hand, von der das Stadtbanner herabfällt. Rechts ein wirscher Mann mit grosser Nase und weit geöffneten Augen, mit schwarzem Bart aus Rosshaar und schwarzem Haupthaar. Vom Spieltisch aus kann man, vermittels Drähten, die Körperteile bewegen. Gab der Organist via Pedal einen tiefen Ton, dann schien der Löwe den Rachen zu öffnen und zu brüllen; bei den Posaunen setzte der Trompeter zum Blasen an. Der Bärtige aber bewegte seinen breiten Mund und führte mit der Rechten Rednergebärden aus.

Im Hochmittelalter wusste man von belebten Orgeln in Bagdad und Byzanz, und die Dichter feierten mechanische Wunderwerke; doch wenige wie das Strassburger Werk des 14. Jahrhunderts kamen bis auf unsere Tage.

Die Deutung des Roraffen bringt manche Schwierigkeiten. Die Kopfbedeckung, die vereinzelt für einen Judenhut gehalten wurde, ist in den Stadtfarben rot-weiss gehalten. Demnach ist es ein Vertreter der Stadt: ein Läufer-Bote; darin sind sich Schneegans, Winckelmann, Reinhardt und Vix-Beulay einig.

Ein weiteres Problem lautet: welches war die Tätigkeit dieses Sonderlings? Schott in seinen « Lucubratiunculæ » und Geiler von Kaysersberg in seiner Bittschrift an den Rat im Jahre 1501 sprechen davon. Geiler, um die Abstellung von Missbräuchen bemüht, bittet die Obrigkeit, dem Unfug des Roraffen während des Gottesdienstes ein Ende setzen zu wollen, der besonders am Wallfahrtstag des Pfingstmontags einen Höhepunkt zu erreichen schien. Zuvor scheint die Kritik des Burschen sehr beliebt gewesen zu sein, denn in den alten Rechnungen des Frauenwerks wird 1417, 1418, 1423 und 1433 je ein Schilling für den Roraffenknecht ausgeworfen, 1441, 1459 und 1462 sogar 3, ja 1475 gar 4 Schillinge.

Uns ist heute unbegreiflich, wie die mittelalterliche Frömmigkeit dieses kritische Spiel im Gotteshaus ertrug. Zweifellos hat sie sich nicht daran gestossen, u. wir wissen nicht, ob Geiler recht bekam.

Nebenbei sei bemerkt: Etwas später als hier kam in Freiburg der Roraffe auf. wurde aber entfernt. Im alten Strassburg gab es ein Haus, das bis ins 18. Jahrhundert « Zum Roraffen » hiess. Und bei der Belagerung von Wasselnheim, anno 1448, führten die Angreifer eine Strassburger Kanone mit Namen « Roraffe » mit. Etwas später, 1507, entlieh Kaiser Maximilian von der Stadt eine Kanone, die der « junge Rohraffe » genannt ward.

Ch. WITTMER.

Ein Accordéon **HOHNER**

Ein Saxo **SELMER**

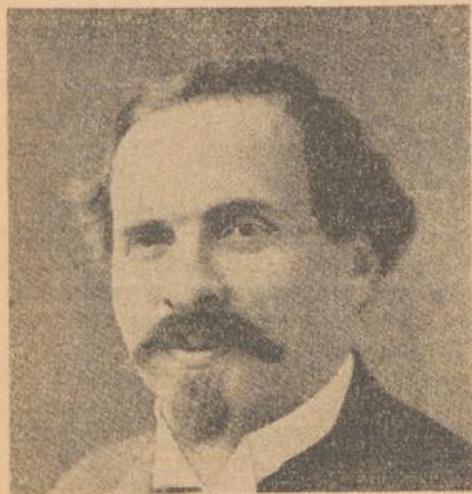
aus dem

Versandhaus HAAR - Strasbg.

Magasin de Musique **J. HAAR & C^{ie}**

29, rue du 22-Novembre - STRASBOURG

Katalog gratis auf Verlangen



Thomas SELTZ

Zum 80. Geburtstag des
elsässischen Journalisten

Ein Journalist ist ein sein Leben lang gehetzter Mensch, dessen Tätigkeit Tag für Tag der Kritik von Tausenden von Lesern ausgesetzt ist. Im Gegensatz zum Schriftsteller, der sein Werk in aller Stille ausreifen lässt, muss er zu jeder Stunde bereit sein, den von ihm erwarteten Beitrag rasch und in verständlicher Fassung niederzuschreiben. Dass dabei auch auf den Gehalt Wert gelegt wird, ist für jeden selbstverständlich, der seinen Ruf wahren will. Voraussetzung ist eine natürliche Begabung, die sich bei nie versagender Geistesgegenwart und unaufhörlich vermehrtem Wissen schöpferisch schreibgewandt auswirkt.

Auch die Erzeugnisse des Journalisten gehören als Ausdruck seiner Zeit dem Schrifttum an, das mit den Werken der Dichter und Künstler Kulturwert besitzt und den Charakter einer Epoche

offenbart. In solcher Beleuchtung erhält selbst die einfache Berichterstattung ein anderes Gesicht, an dessen oft ganz seltsam ausgeprägten Zügen der Zeitendeuter besondere Freude empfindet.

Mancher Schriftsteller hat nämlich seinen Ruf nur dem glücklichen Umstände zu verdanken, dass es ihm rechtzeitig vergönnt war, die von ihm als Journalist veröffentlichten Arbeiten in Büchern zusammenzustellen, die über die immerhin beschränkte Zahl der Zeitungsleser hinaus für ihn werben. Solche Veröffentlichungen werden nicht nur als wertvolle Dokumente einer Zeit geschätzt, sondern verdienen auch als Bekenntnisse auserlesener Köpfe zu den die Menschheit bewegenden Fragen ernste Aufmerksamkeit. Leider finden viele unserer fähigsten Journalisten, die völlig in ihrem Beruf aufgehen, kaum die erforderliche Zeit, die notwendige Sichtung unter ihren Arbeiten vorzunehmen. Es bleibt dann den Freunden oder späteren Historikern und Publizisten überlassen, in mühevoller Kleinarbeit auf die Leistung zurückkommen, das Gedankengut aus den Zeitungen herauszulesen und einer aufhorchenden Allgemeinheit im Zusammenhang zu unterbreiten. Der Nachwelt Erstaunen über den Reichtum der Ideen, die von Journalisten unserer angeblich kopflosen Zeit hochherzig ausgestreut wurden, wird bei gesteigerter Gefährdung der Geistigkeit durch einen verantwortungslosen Materialismus sicherlich gross sein und vielleicht zu neuen Anregungen führen...

Diese und ähnliche Erwägungen beschäftigen uns am 80. Geburtstag eines unserer verdienstvollsten Mitarbeiter, des von seinen Lesern und Freunden im ganzen Lande hochgeehrten Thomas Seltz, der sein ganzes Leben unermüdet und unverzagt dem Journalismus gewidmet hat.

Thomas Seltz wurde am 21. Dezember 1872 in Artolsheim geboren. Sein Vater war Lehrer. Mit zehn Jahren kam der Sprössling ins Collège von Matzenheim, wo er eine ausgezeichnete Ausbildung erhielt. Später kam er ins Bischöfliche Gymnasium zu Strassbourg, wo er sich bereits als Sekundaner literarisch betätigte. An der Strassburger Universität studierte Seltz Geschichte, Philosophie, Sprachwissenschaften, Kunstgeschichte und Nationalökonomie. Er trat 1896 in die Redaktion des «Elsässer» ein, wo er anfangs hauptsächlich den feuilletonistischen Teil besorgte. Erst im Jahre 1906 wird ihm die politische Leitung des Blattes anvertraut, welche er bis zur Wahl als Député in die französische Kammer am 16. November 1919 mit viel Klugheit auch über die schwierigsten Zeiten hinaus behauptet hat. Er verfügt, was besonders von politischen Gegnern zuweilen sehr unangenehm empfunden wurde, über ein hervorragendes Gedächtnis, grosse Belesenheit, gesunden Mutterwitz und ein reifes Urteil. Er vereint in sich Gegensätze, die einen zum Verzweifeln bringen könnten. Seltz ist Aesthet und Mystiker, Träumer und Wirklichkeitsmensch, Freigeist in des Wortes edelster Bedeutung und streng gläubiger Christ, ironisch spitz und doch demütig bescheiden. Er hat kein Buch veröffentlicht und gehört doch zu unseren fruchtbarsten und geistvollsten Literaten.

Nach Tausenden zählen die literarischen Beiträge, die im «Elsässer» vor und nach dem ersten Weltkrieg, im «Hochland», in verschiedenen kleineren Zeitschriften und Zeitungen der Heimat erschienen sind. Die Tätigkeit im Parlament, die sich auf die Zeit zwischen den beiden Kriegen erstreckt, schränkt seine Mitarbeit an dem von ihm bevorzugten Blättern nicht ein. Sie gibt vielmehr Anlass zu oft ganz lustigen Enthüllungen. Nach dem Zusammenbruch der Naziherrschaft schöpft

er, an Erfahrungen reicher, erst recht aus dem Vollen, wie u. a. glänzende Chroniken im Wochenblatt «Honneur et Patrie» bezeugen. Die Darstellung ist stets lebendig und fesselnd.

Seltz ist unser bester Chronist. Er versteht es aber nicht nur, Ereignisse der Vergangenheit anschaulich zu schildern, et hat auch gelegentlich ein sicheres Empfinden für Zukunftswerte offenbart. Seltz hat René Schickelé entdeckt. Obwohl er sich gegen eine solche Behauptung wehrt, da Schickelé sich auch ohne sein Eintreten durchgesetzt hätte, bleibt es sein unbestrittenes Verdienst, den Dichter gefördert und an ihn geglaubt zu haben, auch wo das unter gewissen Verhältnissen nicht immer geboten schien.

Als René Schickelé im Jahre 1902 bei Ludolf Beust seine «Sommerächte» herausbrachte, widmete ihm Seltz ein begeistertes Feuilleton. Schickelé war damit lanziert. Es hebt die Zeit des «Stürmer» an, über die seit Carl Gruber viele geschrieben haben, keiner aber so lebendig und warm wie Thomas Seltz, der wiederholt die Erinnerung an die bedeutendsten Köpfe dieses Kreises aufgefrischt und noch vor nicht allzulanger Zeit in einer Reihe fesselnder Beiträge in «Honneur et Patrie» die Bewegung ausgiebig gewürdigt hat. Seltz deckt in gemütlichem Plauderton Persönliches und Intimes auf; er weiss Zusammenhänge blosszulegen und Tatsachen in ein so helles Licht zu stellen, dass sie in ihrer vollen Bedeutung erkannt werden.

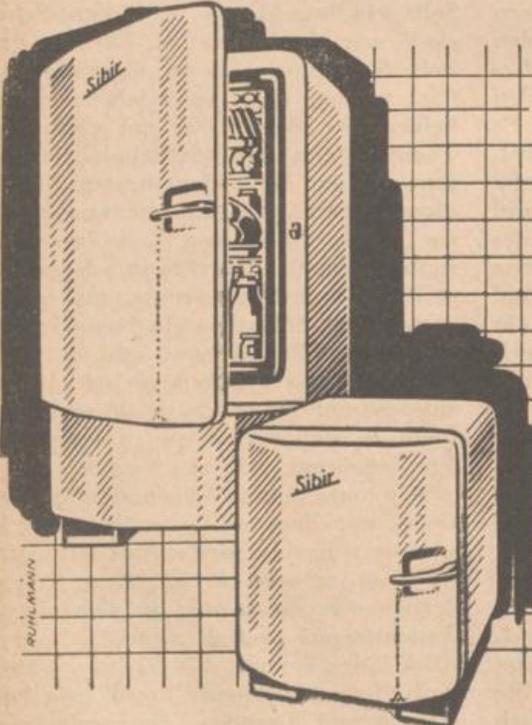
Sein umfassendes Wissen, der Bienenfleiss, mit dem er, unterstützt durch ein nie trügendes Gedächtnis, alles zusammentrug, was zur Erklärung erforderlich war, die Ironie, die sich oft in Andeutungen gefiel, der kritische Blick, der immer das Richtige traf, verhallen auch seinen Chroniken «Aus Heimat und Fremde», die regelmässig im «Elsässer» erschienen, zu einem grossen Erfolg. In diesen Feuilletons

hat er zu allen Veröffentlichungen im Buchhandel und in der loseren Publizistik der Zeitschriften und Zeitungen, die sich mit elsässischen Fragen beschäftigten, frei und mutig Stellung genommen. In der « Kleinen Revue », die er ebenfalls vor dem ersten Weltkrieg als Beilage des « Elsässer » ins Leben rief, schuf er ein Organ, das ein wertvolles Repertorium der Geisteskämpfe jener Zeit bildet und nach dem Kriege von ihm wieder aufgenommen wurde.

Thomas Seltz, der oft mit einem einfachen M.R. oder mit dem Pseudonym Paul Lainé zeichnete, verfügt über einen volkstümlichen Stil, der auch bei höherem Gedankenflug nie gekünstelt wirkt. Er, der stets in der vordersten Linie der elsässischen Journalisten

stand, hat neben René Schickelé auch andere jüngere Kräfte bei ihren ersten Versuchen wohlwollend unterstützt ; er gab Wilhelm Scheuermann Gelegenheit, die Kunstkritik auf ein Niveau zu bringen, das sie früher bei uns nicht gekannt hat ; er hat Lucien Pflieger in seinem Schaffen ermuntert und noch viele andere, die sich an ihn wandten, klug beraten und gefördert. Dabei blieb er stets darauf bedacht, seinen Blick nie durch die Enge unserer Verhältnisse trüben zu lassen. Wohl wurzelt er tief im heimischen Boden. Aber darüber hinaus hebt sich seine literarische Persönlichkeit in voller Freiheit ab.

Paul CASPER



LA REFRIGERATION
ELECTRIQUE

★

SIBIR

METAP-ST. LOUIS-HT. RHIN.

des deux modèles économiques

RUHLMANN

Wenn das so weiter geht!

Eine zeitgemässe Betrachtung

Tag für Tag vermehrt sich die Erdbevölkerung um 55.000 Seelen, die Bewohnerzahl einer mittleren Stadt. Gegenwärtig leben 2.264.000.000 Menschen auf dem Erdball; in fünfzig Jahren werden es drei Milliarden sein! Wohin mit diesem unaufhörlichen Menschenzuwachs? Wird die Erde all diese zusätzlichen Esser ernähren können?

Es ist dies eines der schwierigsten Probleme der Gegenwart, über das die fähigsten Köpfe aller Länder immer wieder nachgrübeln. Man findet es beängstigend, dass der grösste Teil dieses täglichen Bevölkerungszuwachses — 40.000 Seelen auf 55.000 — gerade in einem ausgesprochenen Hungergebiete wie Indien zu verzeichnen ist, einem Lande, wo die durchschnittliche Nahrungsmittelversorgung noch nicht einmal 2400 Kalorien pro Tag erreicht.

Aehnlich steht es in Japan, wo die Ernährungslage noch schlimmer ist (unter 2000 Kalorien pro Tag): hier hat sich die Bevölkerung innerhalb von siebenzig Jahren verdreifacht! Auch in Deutschland ist trotz der immer noch nicht ganz überwundenen Lebensmittelknappheit ein ständiger Geburtenüberschuss zu verzeichnen.

Ebensostark wie in Japan vermehrt sich die Bevölkerung in Nordafrika, vor allem in Marokko und in Algerien. Und sogar England hat in dieser Beziehung seine Sorgen: es steht am Rande des Hungerns, denn die eigene Lebensmittelproduktion dieses nicht besonders fruchtbaren Landes genügt keineswegs, um den Bedarf seiner im Verhältnis viel zu starken Bevölkerung zu decken.

In China — wie in Indien und allen andern, den Reis als Hauptnahrungsmittel benötigenden Ländern, ein Gebiet mit ausgesprochener Hungersnot-Disposition — dürfte die zurzeit schätzungsweise 500 Millionen Seelen betragende Bevölkerung in fünfzehn Jahren auf 800 Millionen angewachsen sein...

Rein äusserlich gesehen dürfte die rapide Vermehrung der Erdbevölkerung hauptsächlich auf den ungeheuren Fortschritt von Technik und Wissenschaft in den letzten hundert Jahren zurückzuführen sein. Hygiene und ärztliche Kunst haben — nicht nur in Europa und Amerika, sondern auch in den Kolonien und sonstigen Gebieten mit rückständiger Bevölkerung — die Sterblichkeit vermindert und die durchschnittliche Lebensdauer verlängert. Der Ertrag der Bodenbewirtschaftung wurde erhöht, und viele zuvor fast menschenleere Gebiete wurden besiedelt und für die Landwirtschaft erschlossen. Gleichzeitig ballten sich durch die Industrialisierung gewaltige Menschenmassen in den Städten zusammen.

Doch ist all dies nur die äussere Auswirkung eines viel tieferen Vorganges, der sich auf seelisch-geistigem Gebiete abspielt. Viele einsichtige Männer der Gegenwart stellen sich, im Gegensatz zu der rein materialistischen Wissenschaft, auf den Standpunkt, dass jeder Mensch eine unzerstörbare geistige Individualität ist, die sich immer wieder auf der Erde verkörpert und sich derart vervollkommnet. Die Menschheit umfasst also nicht nur jene, die gegenwärtig auf der Erde leben, sondern

auch die viel zahlreicheren Seelen, die eine neue Reinkarnation erwarten.

Indem die höheren geistigen Mächte, denen die Weltenlenkung obliegt, nun immer mehr Menschenseelen sich verkörpern lassen, bringen sie eine Periode schwerer Prüfungen über die irdische Menschheit und zwingen sie, eine neue, sozialere Lebensform anzustreben, ein gemeinsames Erschliessen aller Reichtümer des Erdballs in wahrhaft brüderlichem Geiste.

Tatsächlich haben uns die letzten hundert Jahre, parallel mit dem Anwachsen der Erdbevölkerung, eine in der Geschichte noch nie dagewesene Zahl von Kriegen, Revolutionen, Hungerkatastrophen usw. « beschert ». Wie Lucien Corosi vor einiger Zeit in einer diesbezüglichen Studie feststellte, gab es allein in den ersten fünfzig Jahren des 20. Jahrhunderts 46 Kriege, die 70 Millionen Menschenleben forderten. Und trotz dieser entsetzlichen Verluste ist die Zahl der Erdenbewohner weiter angestiegen . . .

Auf die Frage, ob die Erde all ihren Bewohnern, selbst wenn sich ihre Zahl verdoppeln und verdreifachen sollte, ausreichende Nahrung bieten kann, antwortet die moderne Wissenschaft mit einem entschiedenen Ja. Die heutige Chemie und Technik sind in der Lage, den Bodenertrag noch weiter zu steigern und neue Ernährungsquellen zu erschliessen. Wie Prof. E. G. Rochow von der Harvard-Universität auf dem Chemiker-Kongress in Newark erklärte, könnten auf dem Erdball bequem 15 Milliarden Menschen existieren, vorausgesetzt natürlich, dass sie miteinander und nicht gegeneinander leben...

Alfred Denu



BAUME TUE NERF MIRIGA
Wirksames Mittel gegen
ZAHNSCHMERZEN
Alle Apotheken - Visa 518 - P. 6. 384

Der Verkauf
der Uhren

ZAN

erfolgt direkt durch eine
wirkliche **Fabrik**

ZAN

verkauft direkt
seine Uhren v. höchster Qualität

ZAN

verkauft direkt
seine Uhren zu mässigen Preisen

Alle unsere Uhren sind ausschliesslich mit Ankerwerken ab 15 Steinen versehen und werden mit Garantieschein geliefert. Trotzdem bleiben wir im Dienste unserer Kunden für jegliche Reparatur, selbst nach der Garantiefrist.

Unser Katalog wird gratis auf
einfaches Verlangen zugesandt.

Für alle Ihre Einkäufe

MONTRES **ZAN**
eine einzige Adresse
MONTRES
Morteau
(Doubs)
Fernand **ZAHND**
9, RUE FAUCHE, MORTEAU



DER TOD UND DIE LIEBE



IN seinem schönen Landhaus am Seeufer — dort wo der Wald herabzusteigen und die Häuser vor dem Wasser in Schutz zu nehmen scheint — lag ein junger Mann krank danieder, ohne dass die Ärzte Ursache und Namen seines Leidens angeben konnten. Sie untersuchten ihn täglich und gingen immer wieder kopfschüttelnd; denn kaum glaubten sie, einmal dem Übel auf der Spur zu sein und die Zeichen der Krankheit zu begreifen, so veränderte sich diese. Es kam dazu, dass der Kranke ungeduldig zu werden begann und darauf verfiel, seine Ärzte irrezuführen. Absichtlich beantwortete er ihre Fragen unaufrichtig, schilderte Wahrnehmungen, die er nicht gemacht hatte; und die Ratlosigkeit der weisen Herren wurde ihm auf diese Weise fast zu einer Art Zerstreung. Inzwischen aber besserte sich sein Zustand in nichts. Er litt nicht eigentlich Schmerzen, ja manchmal, gerade wenn die Doktoren ihre bedenklichsten Gesichter machten und er sehr bleich dalag, war ihm auf eine sonderbare Art wohl. Nur eine tiefe Müdigkeit zehrte fortwährend an ihm, eine dumpfe Schwere hielt ihn in den Kissen

zurück, wenn er sich erheben wollte, und zuweilen gaukelte der Kreislauf seines Blutes ihm vor, er treibe auf einem Strom, mit dessen dunkel gefärbten Wogen er sich vermengte.

Der bleiche fahle Schatten jedoch, der, nur für den Kranken sichtbar, am Rande des Bettes kauerte, das war wohl der Tod. Aber er blieb nicht allein: eine Mädchengestalt sass neben ihm und rang mit ihm einen stummen verzweifelten Kampf um das Opfer. Sie verliess ihn nie und entfernte sich nur, wenn Besucher sich meldeten oder die Ärzte nahten. Der kranke Mann aber sah nur das Mädchen; nicht bloss mit den beiden körperlichen Augen, die Wohlgefallen an ihr hatten und sich an dem Anblick der schönen Gefährtin labten, sondern auch mit den glühenden Augen seiner Seele. Den Tod — den sah er nicht. Seine Anwesenheit wurde ihm nur dunkel fühlbar, zuweilen, wenn plötzliche Schmerzen ihn taumeln machten und verwirrten, ohne dass sein Bewusstsein ihn gänzlich verliess, oder wenn er sie aus den Zügen der Geliebten las, die manchmal entsetzt von ihm abirrten und ins Leere starrten.

Die Augen der Liebe stiessen sich an dieser glasharten, zähen Leere wie an einem feindlichen Gegenstand. Dann seufzte der Kranke tief und sehnsuchtsvoll. Schnell wendeten die Liebesblicke sich ihm wieder zu und warfen ein schützendes Netz über ihn hin. Diese fürsorgende Liebe machte den Siechen gefügig und scheuchte die Verzweiflung fort. Nur eines konnte die Liebe nicht bannen:



die Gefahr. Auch gegen das Leiden selbst war Liebe kein Mittel. Das blieb geheimnisvoll namenlos und liess sich nicht fassen trotz der unermüdlichen Versuche der gelehrten Männer, die gerufen und ungerufen sich immer wieder an das Krankenlager drängten. Die einen, weil die reiche Entlohnung, die andern, weil die Wissenschaft sie lockte.

Eines Abends, als die Ärzte wieder einmal ratlos waren und kopfschüttelnd die fiebrigen Worte der Sehnsucht hörten, die der Kranke seiner Liebe darbrachte — sie begriffen nicht, wie aus der Bedrängnis der Schmerzen und des Siechtums ein so starkes Gefühl immer wieder hervorbrechen konnte — klopfte es an die Tür. Man öffnete. Ein Wanderer stand da und begehrte Aufnahme in den Rat der Ratlosen. Als die seinen Namen hörten, schüttelten sie die Köpfe und sahen einander bedeutungsvoll an. Der Mann, der sich in ihren Kreis drängte, war ihnen als Quacksalber und als ein Beschwörer berüchtigt und bekannt. Seine von aller Wissenschaft abgekehrten Weissagungen und Auslegungen hatten schon manches Unheil angerichtet, und sie erwogen, ob es zulässig sei, den Kranken durch einen solchen Gaukler beunruhigen zu lassen. Der ungeduldige

Patient aber suchte eine Zerstreuung und Ablenkung, denn die Stunden waren ihm endlos lang geworden, und auch die Gespräche der Liebe begannen ihn zu ermüden. Mit der Geduld, die das lange Siechtum aufgezehrt hatte, war auch jeder Glaube und jede Hoffnung entschwinden. Er horchte auf. Die Ärzte berieten noch immer, ob sie den Ankömmling in ihren Rat aufnehmen sollten. Schnell waren sie einig, es nicht zu tun. Hohn und Hass lag in ihren Worten und darunter die Qual eines unfreiwilligen, knirschenden Respektes. Der Kranke hörte den Arzt flüstern: « Der Giftmischer soll nicht über die Schwelle, er würde den Kranken toll machen mit seinem sechsten Sinn. » Da lachten die andern höhnisch und nickten zustimmend. Schon wendete einer sich nach der Tür, um den Fremden abzuweisen, als der Kranke den Mund aufat und rief: « Der Mann soll kommen, ich warte auf ihn, seit ich daniederliege. Er soll endlich eintreten. » Seine Wangen färbten sich rot, die Augenlider gingen hoch, und während die Ärzte zögernd dastanden, rief sein Mund noch einmal, ungeduldiger, lauter und gebieterischer nach dem Fremden, sodass die Ärzte über die Kraft seiner Stimme staunten. Sie wichen betroffen und verletzt zurück, während ein Diener den Willen seines Herrn ausführte und den Harrenden eintreten liess.

Der neue Ankömmling begrüßte lächelnd den gelehrten Kreis und so wie einer, der mit allen seit langer Zeit vertraut ist. Er sah so aus, dass er gut zu ihnen passte, nur seine brillenlosen Augen waren von einer grossen, erfrischenden Tiefe. Er sah den Kranken lange forschend an und blickte gesammelt in seine unstillen Fieberaugen. Es folgte ein langes Schweigen, während die beiden Männer sich immerzu ansahen. Die Blicke des Leidenden forschten nach der Sendung des Fremden, und wenn sie zuerst bald herausfordernd, bald misstrauend, bald überlegen den Inhalt des eigenen

Wesens verbargen, so war doch die tiefe, dunkle und überzeugende Frage im Auge des Besuchers so mächtig durch ihr Wohlwollen und die sichtbare Kraft ihrer Milde, dass der Kranke den ängstlich gehüteten inneren Besitz widerstandslos auslieferte. Er lag vor dem gütigen Späherauge hüllenloser da als der leidende Leib.

Die Prüfung war beendet. Der Wand zugekehrt ruhte ein stöhnender Mensch und atmete schnell. Sein Gast kehrte sich den Kollegen zu, die sich räusperten und Zeichen der Ungeduld gaben.

« Meine Herren », sagte er, « auch ich kenne die Gefahr, in der euer Schützling schwebt, und sehe die Drohung des nahen Todes, dem ihr ihn entreissen wollt. Ja, meine Herren, der Tod sitzt auf dem Gesims dieses Hauses und lässt sich wohl auf den Rand dieses Bettes nieder, um mit euch zu kämpfen und euch zu besiegen. Aber ich sage euch, nicht der Körper ist es, den er zerstören will. Gerne überlässt er ihn euch und euren Künsten. Er will etwas töten, wofür die Genesung des Leibes der Preis ist. Das trachtet zu finden und ihm gutwillig auszuliefern, denn er ist doch der Stärkere. Mehr weiss ich nicht. Wenn die Tore der Stadt hinter mir liegen und ich im Abenddunkel über die glühenden Gelände wandere, suchen mich Ahnungen heim, die ich jetzt noch nicht kenne. Doch ihr werdet fern sein und nicht hören und weitertragen können, was mein Mund dann zu sprechen fähig wäre. Nun sucht und helft euch selbst ! »

« Das wollen wir ! » riefen sie dem Manne höhnisch zu, der sich abwandte, um zu gehen, « und euer ödes Gerede soll uns dabei nicht hinderlich sein. »

Der Kranke aber, der dem Sprecher immer atemloser gelauscht hatte, während dieser leise jedes Wort abwog und ihm den Rücken kehrte, richtete sich mühelos auf, zur Verwunderung der Ärzte, die ihn anstarrten wie ein Gespenst. Er streckte die blasse, schmale

Hand nach dem Fremden aus und rief : « Leb wohl, mein Freund ! » Der so Angerufene wandte sich noch einmal um, drückte die dargebotene Rechte und sah in die feuchten Augen, die mit neuem Ausdruck von ihm Abschied nahmen. « Leb wohl, mein Freund » klang es noch einmal, beinahe zärtlich, dann sank der Kranke zurück, und während der Unbekannte die Schwelle überschritt, folgten ihm suchende Augen und blieben auf die Tür gerichtet, durch die er gegangen war. Dann fielen sie zu, und die Lider schlossen sich zu tiefem Schlummer. Die Ärzte traten an ihn heran und betrachteten den Schläfer mit leisem Misstrauen. So tief und fest hatte er noch nicht geschlafen seit dem Beginn seiner Krankheit. Sie sahen einander an. In ihren Blicken standen tausend Fragen und die Neugier, den Mann nach seinem Erwachen wiederzusehen.

Der Schläfer blieb nicht allein. Ein Kleid rauschte ; vorsichtig lugte aus dem Nebenraum das Mädchen. Die Züge waren übernächtlich, die nachtwachen Augen brannten. Die Geliebte nahm den Platz am Fussende des Bettes ein, an dem sie viele Nächte gesessen hatte. Betroffen erkannte sie den tiefen Schlaf, in den der betreute Mann gefallen war, und staunte über den Frieden, der die schmerzverzerrten Züge plötzlich glättete. Sie staunte auch über die Tiefe des Schlafes, denn seit Monden war der Geliebte immer erwacht, sobald sie sich bei ihm niederliess. Er sagte stets, dass er nicht geschlafen, sondern mit geschlossenen Lidern auf sie gewartet habe. Jetzt schlief er wirklich, tief und fest wie ein Gesunder. Da liess etwas in ihr nach. Wie ein gespannter Bogen nachlässt und wieder zum Stab wird. Zum erstenmal war sie mit dem Manne allein wie mit einem Toten, mit ihm und doch ohne ihn. Sie war unbeobachtet, und ihre Augen nahmen einen neuen Ausdruck an, als sie auf dem Schläfer ruhten. Die Angst und Sorge um ihn war erloschen und wich einer ande-



ren zornigen Bangigkeit, die dem eigenen Leben, den eigenen Wünschen und der eigenen Zukunft galt. Ja, aus ihren Tiefen zuckte ein Gefühl der Erbitterung, ein leiser und feiner Hass auf, doch sie erkannte ihn nur an dem jähen, grellen Widerschein, der wie ein Blitz über die Züge des Schlafenden irrte. Eine plötzliche Zärtlichkeit verdrängte schnell, was da so drohend aufzüngelte, und warf einen aus den Tränen vieler durchweinten Nächte gewobenen feuchten Schleier um sie. Der Kopf des Mädchens sank nieder, und ihre müden Blicke starrten in den Schoss. Ein tiefer Seufzer hob die halbentblösste Brust, die Hände streckten sich wie zur Abwehr aus und wollten einem unfassbaren Gefühl den Eintritt in die Seele weigern.

Mit einem Male war dem Mädchen, als wünsche es, dass der Geliebte vollkommen genesen zu neuer Liebeskraft aus diesem Schlummer erwachen möge, oder dass seine Augen unter den schweren Lidern einsänken und brächen, vom Tode ausgelöscht und zerdrückt. Der Schlafende stöhnte. Da erbebte das Mädchen und starrte ihn an, als erwachte es selbst aus wüstem Traum. Nun schlug er die Augen auf. Der bleischwere Schlummer

hatte die Krankheitserlebnisse der letzten Stunden in weite Ferne gerückt und mit jener blassen Bewusstseinschicht überzogen, die sonst nur die Träume haben. Er lächelte, räusperte sich ein wenig und sagte zu der noch immer Sprachlosen, die ihm, um sich selbst zu beruhigen, mit der Hand durch das Haar strich: « Seit dem Beginn meiner Krankheit habe ich eben zum erstenmal geträumt. » « Er zähl' mir den Traum doch ! » sprach die Pflegerin und sah dem Wachen ins Anlitz. Da lächelte der Mann und schüttelte den Kopf: « Wenn ich das könnte ! Der Traum ist so weit und unantastbar für Worte. Ich habe ihn vergessen. Doch ich war müde, und er hat mich gestärkt. Wir wollen ihn segnen ! » So sprechend senkte er die Blicke auf die Decke, einer heimlichen Freude voll. Er fühlte, dass er ein Geheimnis hatte und sich ängstlich bemühte, es auch ihr nicht auszuliefern, denn nach innen leuchtete es mit seltsam stärkender Wärme und Kraft. Seine müden, schlanken Finger wühlten sich in die reichen, blonden Flechten ein, deren Gold seine Arme überrieselte.

Doch wie geschah ihm da ? Mit dieser Berührung durchzuckte ihn ein Schmerz in der Herzgegend und erfüllte ihn augenblicklich mit einer tiefen Schwäche und Todesnähe. Das Mädchen erschrak und wich zurück in die Mitte des Zimmers, von wo aus sie den Liebsten lauernd beobachtete. Wie ein jäher Sonnenstrahl, dessen Lichtquellen man nicht sieht, das dunkelste Gewölk plötzlich zu erhellen und fortzuschieben vermag, so hatte sein Schlaf scheinbar die Krankheit beiseite geschoben und verbannt. Nun fiel sie wieder über ihn her und wütete wie ein zorniger Dämon.

Da erklang mit einem Male ein Ton, so leise und fein wie das Singen einer Stimmgabel. « Horch ! » rief das Mädchen und führte die Hand ans Ohr. « Ich höre nichts », stöhnte der Kranke und wischte sich mit dem Arm die Schweißtropfen von der Stirn. Das Mädchen

lauschte, atemlos, denn der Ton war zu einem süßen Liede angewachsen, dessen Singen zu ihr drang und sie tief bewegte. Rasch steckte sie sich die Haare zusammen, als müsste sie sich bereitmachen, um einem zu folgen, der sie rief. « Hörst du noch immer nichts? » schrie sie fast und eilte ans Bett. Er schüttelte den Kopf und wehrte die Heftigkeit, die ihn bedrängte, ungeduldig ab. Das Lied aber wuchs und erfüllte den ganzen Raum mit seinem Wohlklang. Wie ein Wasser, das steigt und steigt, bis es über die Ufer tritt, so stieg das Lied auf den bewegten Wellen der Krankenzimmerluft empor und hüllte das Mädchen ein. Verzückt stand sie da. Ein seliges Lächeln umspielte ihre Züge und tauchte ihr Wesen tief in den Traum dieser unfassbaren Stunde. Ihr war, als würde ihr jede Sorge, ihr Leid und ihr Schmerz um den Geliebten zu einem Lied, als ströme alles hinüber in die süßen Klänge, die sie be rauschten und umgarnten. Ihre bleichen Wangen röteten sich, und jeden neuen Ton grüßte ihre Sehnsucht. Da plötzlich sank eine tiefe Traurigkeit über ihr Antlitz. Das Lied entfernte sich und lockte nur noch verhauchend und leise. Ihr war, als zöge es sie nach und als wollte es entschweben wie ein flüchtiges Glück. Da warf sie ihren Mantel um die blossen Schultern und eilte zur Tür, wie um die Flucht des Liedes zu verhindern. Plötzlich schollen die Töne noch einmal mächtig an und prägten sich ein, aber nur, um noch leiser zu werden und hinzusterben. Jetzt hielt sie nichts mehr. Sie riss die Tür auf und eilte verzweifelt dem Liede nach, das sofort wieder trostreich und stärkend erklang und ihr damit den Weg wies, der sie von der Krankenstube weg in die Weite führte, bis sie sich im Abendnebel bei den Erlensträuchern verlor und, mit den verklingenden Tönen gleichsam verschmolzen, dahinströmte in die dämmernde Nacht. Sie hatte keinen Abschied genommen. Der Freund sah sie nicht, denn er lag, der Wand zugekehrt,

reglos wie immer nach einem Krampf.

Als die Ärzte am nächsten Morgen ins Krankenzimmer traten, war ihr Staunen gross. Das war nicht mehr die Beute der Schmerzen, das gestellte Wild, das war ein Mensch und sass aufrecht, nachlässig in die Kissen gestützt, und reichte den Herren die Hand, die nicht mehr bebte. Sie machten sich über ihn her, fühlten ihm den Puls, beklopften ihn, drehten und wendeten ihn, als gälte es, ihn zuzubereiten wie ein Gericht. Doch sie fanden nichts mehr, keines der Zeichen, das sie suchten. Die Stimme des Genesenden erschreckte sie. Es war eine harte Stimme, geborstener Töne voll; sie brach jedes unwillkommene Wort entzwei und warf es beiseite. Klar, abweisend und kalt blickten die Augen, die so lange in Fieberfeuchte getaucht waren. Mit keinem Wort erwähnte er den Verlust, den er erlitten. Die Bestürzung in allen Gesichtern, die so schwer und widerwillig der Freude über die gebannte Gefahr Platz machte, erregte seinen Hohn. Die Herren sahen, dass sie überflüssig geworden, und erkannten schnell, dass eine unaufhaltsame Genesung auf dem Wege war und ihre ohnmächtigen Künste verdrängte. Sie nahmen Abschied, verlegene Worte der Freude stammelnd, die ihre Überraschung nur schlecht verhehlten.

Der Patient blieb allein zurück. Er streckte und reckte sich wie nach einer gut durchschlafenen Nacht und schüttelte ungläubig den Kopf. War er überhaupt krank gewesen? Um sich's zu beantworten, spang er aus dem Bett. Schwindelfrei stand er da und sog die frische Seeluft ein, die durch das geöffnete Fenster strömte. Arme und Beine knirschten und knackten in den Gelenken. Ihm war, als sei er gepanzert und als erhöhten Eisen schienen die Kraft seiner Glieder. Er fühlte, dass ein stählerner Nacken ihm den Kopf emporhob und den Rücken höhhlte. Ausgelöscht war jede Erinnerung, jede Sehnsucht zu Asche gebrannt. Befreit stand er da. Lær und gesund. Un-

beschwert von Träumen, die ihn zerwühlten und deren Ahnungen ihn warnten, blickte er in eine neue Welt.

Das Mädchen, das er geliebt und das so hingebungsvoll und tapfer mit seiner Krankheit gerungen hatte, fehlte ihm nicht; ja, er wusste nichts von ihr, wie man von einer Speise nichts mehr weiss, die man einmal als ein Hungernder verzehrt hat. Seine neu erwachten Gedanken kehrten sich dem Leben zu. Alle Menschen, die er kannte, traten vor sein inneres Auge, Männer und Frauen. Doch keinem der Wesen eilte ein Gefühl entgegen; kalt und fremd waren ihm alle und sollten es bleiben. Kein Mensch und kein Ding war von einer Liebe umgeben, und er war doch einer, der um Liebe gelitten hatte und dem Leben und Liebe eins gewesen.

Er trat hinaus auf den Altan und sah, dass der Frühling mit all seinen Blüten und der ganzen verbenden Pracht seiner Verheissung ihn umging. In den Tagen seiner Jugend war er zu solcher Zeit

hinausgestürmt, die Kämpfe des Lebens zu bestehen und sich trunken zu machen durch die erhabensten Gefühle. Kalte Augen blickten heute in die Blütenluft; fremd und hart sah er in die lachende Welt. Sie lockte nicht mehr, und sie drohte nicht mehr. Er war gesund. Ein Geschöpf in der Schöpfung. Nichts sonst. Er beugte sich über den Balkon und bemerkte im Schatten eines Lindenbaumes einen alten, gebückten Mann, der sein Ränzeln schnürte und den am Baumstamm lehrenden Wanderstab ergriff. Eben wendete er den Kopf und erblickte den Genesenen. Da erkannte dieser den fremden Arzt.

Der blickte ihm nun zu und rief hinauf: « Was für ein schönes Grab ist dein Herz! Du bist jetzt gesund, weil du gestorben bist. Leb' wohl! »

Betroffen wich der Lauschende zurück. Und von ganz ferne grüsste ihn eine Sehnsucht nach dem überstandenen Leiden seiner Jugend. Aber es war nur ein flüchtiger Gruss... Guy MORLAND.

So tötet die RACHITIS Ihre SCHWEINE!



Durch röntgen entdeckt man beim rachitischen Schwein entkalkte Zonen, meistens an den Knochenenden lokalisiert. Diese entkalkte Zonen sind nun geneigt, sich zu verunstalten (Anschwellung der Gelenke, usw.), und so entstehen Hinken, Lämungen, Knochenmissbildungen, usw. Die Rachitis wirkt sich aber zugleich auf den ganzen Organismus über mit seinen Begleiterscheinungen: Appetitlosigkeit, Einstellung des Wachstums, Abmagerung, schwarze Hautflecken, Nervenkrise, usw.

... und so werden sie durch VITA-CALCION gerettet

Die Anwendung von Vita-Calcion ist das sicherste und rascheste Mittel, den kranken Schweinen die fehlenden anti-rachitischen Mineralsalze und Vitamine wiederzugeben.

Die grossen Züchter — die ihre Unkosten auszurechnen verstehen — wissen auch, dass Vita-Calcion das billigste Mittel ist, da es als Beigabe zur normalen Verpflegung eintritt. Durch Vita-Calcion finden die Schweine in wenigen Tagen ihren Appetit wieder. Ja, ihr Wachstum nimmt nicht nur seinen normalen Verlauf auf, sondern in 2 Monaten sind die Schweine bereit zum Verkauf, noch vor den anderen. — In allen Apotheken — aber nur in Apotheken — und in Laborat. de Biologie du Creusot (S.-et-L.).

VITA-CALCION

Heilt die kranken Schweine
Starkt die gesunden



VON EINEM JAHR ZUM ANDERN

DAS zu Ende gehende Jahr war eine Zeit der Unruhe. Der latente Konflikt zwischen Ost und West beherrschte durchgehend die Situation und orientierte das Geschäftsleben.

Die Vorgänge auf der Halbinsel Korea, wo Krieg ist, seit die Amerikaner ihre letzten Divisionen zurückgezogen, trieben auf der ganzen Front die Preise in die Höhe, mit Amerika angefangen, wo sie erst wieder zu sinken begannen, als die gefürchtete Entscheidung auf sich warten liess, und das Werk der militärischen Aufrüstung des Westens ein Aufatmen gestattete. Die Rückwirkung der koreanischen Händel machte sich geltend in den Budgets der interessierten Länder, mit England voran, wo strenge Sparmassnahmen der in den Parlamentswahlen unterlegenen (soz.) Arbeiterpartei genügend Argumente boten, um den Konservativen am Ruder bei den Kantonal- und Gemeindewahlen schwere Niederlagen zu bereiten. Die englischen Einsparungen zogen u. a. Frankreich in Mitleidenschaft, wo der Export stockte, der wegen der höheren Gesteuerungskosten und der dito Preise schon sowieso im Hintertreffen war. Was Frankreich vor allem plagt, ist der Krieg in Indo-China, ein ständiger Aderlass an Geld und Menschenleben, dessen Ende immer noch nicht im Kalender steht. Höchstens liess sich eine Beteiligung Amerikas an der Abwehr der von Rot-China unterstützten Rebellen erhoffen. Und auch dies

hängt von der Besetzung des Präsidentenpostens in den Vereinigten Staaten ab, dies und noch anderes. Denn Senator Taft, im Gegensatz zu General Eisenhower (der das Oberkommando der Verteidigungsgemeinschaft an General Ridgway abgab, bis dahin Oberkommandierender auf Korea), glaubt nicht an die Möglichkeit, Europa gegen russische Angriffe halten zu können. Er möchte alles auf die Luftwaffe konzentrieren und die Landtruppen den «Europäern» überlassen... Noch anfangs Juni brach er dies in einer Rundfunkrede zum Ausdruck, worin er dem ehemaligen Oberkommandierenden in Fernost, dem im September 1951 durch Präsident Truman kaltgestellten General Mac Arthur, hohes Lob sprach. Dieser hatte die Absichten der Russen durchschaut, die Westmächte durch Verhandlungen hinauszuhalten — wie nachträglich in der Frage der Abrüstung — und zu zwingen, ihre Streitkräfte zu zersplittern. Darum wollte er auf Korea kurz Schluss machen mittels Atombombe. Präsident Truman sah darin den Anfang der Weltkatastrophe und winkte energisch ab. Seine Opposition gegen den Bolschewismus sollte über Drohungen und Abwehr lokaler Angriffe nicht hinausgehen. Dazu kam die kategorische Ablehnung von Mac Arthurs Strategie durch England. London hatte bedeutende Handelsinteressen in Rot-China, dessen Regierung seinerzeit von der englischen Arbeiterpartei an der Re-

gierung anerkannt wurde, im Widerspruch zu Amerika. Darum protestierte London auch wieder, als Ende Juni die Amerikaner, ohne ihre Verbündeten zu informieren, elektrische Zentralen in Nord-Korea bombardierten, von denen russische Fabriken gespeist werden. Auch der Frieden, den Amerika mit Japan abschloss, gefällt London nur mässig, das Japans Handelskonkurrenz fürchtet.

Auf die Differenzen der Angelsachsen machte eine sensationelle Publikation aufmerksam, mit der anfangs Mai der Pariser « Monde » die Welt alarmierte. Das betreffende Dokument sollte ein Bericht des Admirals Fechteler an den amerikanischen Generalstab sein. Es handelte sich um eine Fälschung mit Notizen einer untergeordneten Stelle. Der politische Redakteur des « Monde » sah sich genötigt, aus der Redaktion auszuscheiden, worauf der « Figaro », die alte Konkurrenz, Rémy Roure, den Elsass-Spezialisten des « Temps » zwischen beiden Kriegen, seinem Stab einverleibte. Faktisch brachten die verspäteten Enthüllungen nur, was Senator Taft betr. Europa dozierte. Aber die amerikanische Herrschaft über Nordafrika und die nüchterne Berechnung des Berichtes, wonach England mit 150.000 russischen Fliegern kampfunfähig zu machen wäre, musste die Engländer schwer ärgern, die schon im Iran und in Ägypten übergenug zu tun haben. Die Hauptsache war, dass sie den Atlantikmächten ihre Unterstützung im Ernstfall in Aussicht stellten. Diese Mächte haben in Paris Ende Mai, nach aboriösen Vorbereitungen, den Plan der Europa-Armee (die aus 1.400.000 Einheiten bestehen soll mit Einreihung deutscher Kontingente) unterschrieben, unter Vorbehalt allerdings der Ratifizierung durch die entsprechenden Parlamente, was erfahrungsgemäss keine nebensächliche Klausel ist. Zuvor garantierten die Westmächte in Bonn der Bundesrepublik die Souveränität, mit den Einschränkungen freilich, welche die derzeitige Welt-

lage erheischt. Die Mächte sind seither durch Botschafter in Bonn vertreten, und die Besatzungstruppen haben einen friedlichen Namen angenommen. Ohne Widerstand ging's natürlich nicht. In Frankreich ist Aussenminister Robert Schuman der « Verräter », der Frankreichs Freiheit verkaufte, wie ihm die Extremisten von rechts und links nachreden. In Deutschland wird Bundeskanzler Adenauer mit dem « Volksgerecht » bedroht, und der sozialdemokratische Sprecher Schumacher, dem auch die Gewerkschaften folgen — wie Pastor Niemöller und Altreichskanzler Wirth — proklamierte: « Wer den Vertrag unterzeichnet, hört auf, ein Deutscher zu sein ! » Die Opposition sieht in den Verträgen von Bonn — sogar in der Montan-Union des Schumanplans — das Hindernis für die Wiedervereinigung von West- und Ost-Deutschland. Sie erstarkt zusehends und macht der Bundesregierung viel zu schaffen, obwohl diese in der leidigen Saarfrage alles tut, um den nationalen Forderungen zu genügen. Die Zusammenlegung von Baden und Württemberg zum « Südweststaat » scheint die Position von Bonn eher geschwächt zu haben. Nach den Mitteilungen von Wirth würde die Freiheit allgemeiner Wahlen in Deutschland vom Osten zugesichert, was von anderer Seite mit dem Hinweis darauf bestritten wird, dass « hinter dem eisernen Vorhang » eine unabhängige Kontrollkommission nicht operieren durfte. Es wurden auch Experten abgelehnt, welche die russische Version über den angeblich von den Amerikanern inszenierten Bakterienkrieg auf Korea nachprüfen sollten. Wie schon Wirth, versicherte nachträglich der Amerikaner Harriman, Stalin wolle bestimmt keinen Krieg; er wolle Zeit gewinnen, um militärisch und ökonomisch immer noch stärker zu werden. Inzwischen hofft er, nachdem seinen 200 Divisionen nichts Gleichwertiges vom Westen gegenübergestellt werden kann, auch

den amerikanischen Vorsprung in der Atomwaffenproduktion einzuholen, die er einstweilen verboten haben will.

Was allerdings in Berlin und im russischen Ost-Deutschland passierte, als Echo der Bonner Verträge, der totale Abschluss vom Westen und die Verstärkung der östlichen Polizeitruppen, unter welchem Namen die Armee existiert, beweist keine friedlichen Absichten, so wenig wie die Aufruhrszenen, deren Schauplatz Ende Mai Paris und eine Reihe von Provinzstädten gewesen sind. Anlass dazu wurde am Besuch von General Ridgway genommen, den man schon lange zuvor im Parlament, in der Presse und auf der Strasse (durch aufreizende Plakate) aufs schimpflichste beieidigt hatte. Die Aufregung kannte keine Grenzen mehr, als die Polizei diesmal nicht nur die Opfer der Propaganda, sondern deren Urheber verhaftete, wie den Redakteur des kommunistischen Hauptorgans und den parlamentarischen Sprecher *Duclos*, denen freilich sofort der Charakter politischer Häftlinge zuerkannt wurde, während viele andere aus bürgerlichen Kreisen die Behandlung als Gemeinverbrecher sich gefallen lassen mussten. Unter den Petenten, die sich für *Député Duclos* einsetzten, figurierten auch zwei Bischöfe aus Russisch-Ungarn, wovon man sich wohl einen grösseren Eindruck auf die öffentliche Meinung versprach. Einstweilen hat der aus Russland zurückgekehrte *Député Billoux* (*Maurice Thorez* bleibt noch immer in russischer Behandlung) mit der « direkten Aktion » gedroht, und werden politische Streiks die Agitation wach halten.

Es war in Frankreich einem « Unabhängigen » vorbehalten, *Député Pinay*, Gerbereibesitzer in Saint-Chamond, vorher Transportminister, als Ministerpräsident (nach *Pleven* und *Edgar Faure*), der Staatsautorität gegenüber den Ruhestörern endlich wieder Geltung zu verschaffen. Er versuchte die Geschäftspraxis auch auf die Regierungspolitik anzuwen-

den. Durch Entgegenkommen zog er die Kunden an, die mit ihrem Gold die 3½-prozentige Staatsanleihe unter günstigen Bedingungen zeichneten. Die Steuerzahler sollten nicht durch Aufbürdung neuer Lasten abgeschreckt werden, wie man's seit Jahr und Tag zu tun pflegte. Die Situation der Lohnempfänger sollte durch einen Druck auf die Preise gebessert werden. Dazu bedurfte es naturgemäss einer längeren Frist, zumal das ganze Geschäftsleben auf Preissteigerung eingestellt war und einem so neuen « Experiment » nur mässiges Vertrauen entgegenbrachte. Kein Wunder, wenn ein Ministerpräsident, der am Budget wesentliche Abstriche machte, von den Demagogen als « der grösste Reaktionär aller Zeiten » hingestellt wurde! Als die zwei ersten Monate nicht über eine Baisse von $\frac{1}{2}$ Prozent hinaus kamen — während anderenfalls die Preise aber gestiegen wären! — meldeten sich Unglückspropheten aus allen Lagern. Am liebsten hätte man den Premier, der so ungeniert aus der Reihe tanzt und sich seine Politik nicht durch die Bürokraten des Finanzministeriums diktieren liess, den *Edgar Faure* und *Pleven* nachgeschickt. Da aber *Pinays* Programm draussen Anklang fand und auch die Senatswahlen vom 18. Mai in diesem Sinn ausfielen, war Vorsicht geboten. Ihr folgte man auf den verschiedenen Parteikongressen, auch wenn die Opposition eine vorbereitete Sache war. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Es gibt Fussfallen genug, in denen eine Regierung das Gleichgewicht verlieren kann. Schon gleich die erste Feuerprobe, die gleitende Lohnskala (*échelle mobile*), wo die Vorlage regierungsseitig nach eigenen Ideen ajustiert wurde, konnte nur mit mässiger Majorität bestanden werden (mit 42 Stimmen). Die immer noch unklare Situation in Tunesien, die benützt wurde, um in der Person des Aussenministers *Robert Schuman* das Kabinett zu treffen, das deutsche Problem, das

Militärbudget usw. boten Anlass genug, die Regierung in Verlegenheit zu bringen.

Ob man's wahr haben will oder nicht, wir sind verpflichtet, dafür zu sorgen, dass das Ansehen Frankreichs im Ausland, und speziell in Amerika, dem Bankier der Welt, intakt bleibt. Skandalprozesse wie der im Frühsommer zu Ende gegangene unter dem Titel *de Récy - Dortain* - Diebstahl von Schatzscheinen im Wert von 100 Millionen — fördern das Prestige nicht, zumal wenn es sich um einen Député handelt und um einen Volksvertreter aus der Dämmerung der Nachkriegszeit, der zu den Richtern von Marschall Pétain gehörte. Vor allem aber beunruhigt Amerika die Tatsache von 25 % kommunistischer Wähler in Frankreich. Italien disputiert uns übrigens den Vorrang im Zug nach links. In den letzten Provinzial- und Gemeindewahlen, wo die christlich-demokratische Regierung noch mit einem blauen Auge davon kam — denn die erstarkte Faschistenpartei nahm ihr Wähler weg — zählte man 30 % kommunistische Stimmen. Wenn desgleichen in Südamerika geschähe — wo nichts ewig ist, als der Wechsel! — könnte man so gefährliche Neigungen des Wahlkörpers noch verstehen.

Marschall Pétain ist, 95-jährig, am 23. Juli 1951 auf der Insel Yeu gestorben und begraben worden, wo er seit seiner Verurteilung unter misslichen Umständen gefangen gehalten wurde. Gelegentlich des Jubiläums der Schlacht von Verdun hat der kurz vorher zum Marschall ernannte General *Juin* seines ehemaligen Chefs in Ehren gedacht. Der Sieger von Verdun, so erklärte er, habe ein Anrecht darauf, unter seinen Soldaten vor Verdun zu ruhen. Das trug dem Marschall politische Kritik ein, aber das Volk draussen hat die Erinnerung gebilligt. Kurz vor dem Sieger von Verdun war in Hechingen der Besiegte gestorben, der ehemalige Kronprinz, am 18. Juli 1951.

Wir dürfen in der Jahreschronik den

von 350.000 Pilgern aus aller Herren Länder besuchten *Eucharistischen Kongress von Barcelona* nicht vergessen. Er war dem Weltfrieden gewidmet. General *Franco* (der mit *Salazar* - Portugal ein Bündnis abgeschlossen hat) proklamierte in der Schlussitzung: « Wer ein Feind Roms ist, ist auch ein Feind Spaniens. »

Gedenken wir auch des am 11. Januar 1952 verstorbenen Gouverneurs von Indo-China, General *de Lattre de Tassigny*, der nachträglich durch den Marchalltitel geehrt wurde, wie auch des früher verstorbenen Generals *Leclerc*, und schliesslich des schon erwähnten *Juin*, der sein verantwortungsvolles Amt in Marokko — wo ihn General *Guillaume* ersetzt — mit einem nicht weniger verantwortungsvollen in der atlantische Verteidigungsgemeinschaft vertauschte.

Vergessen möchten wir auch nicht den *Thronwechsel in England*, wo König *Georg VI.* nach einer schweren Lungenoperation starb und seine Tochter *Elisabeth*, 25-jährig, den Thron bestieg. Bei diesem Anlass und im Zusammenhang mit der Weltpolitik sei eine Charakterisierung zitiert, die man im Buch eines Australiers, *Chester Wilmote*, mit dem Titel « Kampf um Europa » findet: « Die Amerikaner sind energisch, unternehmungslustig, immer gut informiert über das zu lösende Problem, aber unbedacht und impulsiv. Hingegen überlegen die Engländer zweimal, bevor sie etwas behaupten, und studieren einen Plan dreimal, bevor sie ihn ausführen. Die Amerikaner stossen drauf los und rennen gegen Hindernisse an, die auf einem kleinen Umweg zu umgehen wären. Sie haben nicht eine Politik sondern hundert, und hundert Meinungen hört man in der Oeffentlichkeit darüber, während die Engländer hinter verschlossenen Türen debattieren und entscheiden... » Unter solchen Umständen kann es der Welt nicht schaden, wenn die Angelsachsen zusammen ihre Direktion übernehmen...

Der Chronist.